

**Deutschland ist da
wo starke Herzen sind**

Die Redlichkeit soll in Euren Häusern wohnen
und die Tapferkeit die Tore Eurer Städte behüten.

Denn was die Liebe nicht bindet,
das ist schlecht gebunden,
und was die Treue nicht schirmt,
das schirmt kein Eid.

E. M. Arndt.

Dieses Heft entstand als eine Gemeinschaftsarbeit
der fränkischen Ringführerinnen.

Führerinnen!

Mit stolzem Dank schließen wir das Kriegsjahr 1940 ab, das uns so Großes gebracht hat.

Voller Glauben und Einsatzwillen beginnen wir das neue Jahr, ohne zu fragen, was es im Einzelnen von uns fordern wird.

Unser Bestes wollen wir leisten und durch unsere Haltung beweisen, daß wir des sieghaften Geschehens würdig sind.

Es kann nicht wie in Vergangenheit dazu kommen, daß eine Jugend sich selbst überlassen ohne Aufgabe und Ziel in den Tag lebt; denn heute stehen wir in einer starken, jungen Gemeinschaft, in der ein jeder gleich dem Soldaten in Disziplin und Treue seine Pflicht zu erfüllen hat.

Aus dieser Gemeinschaft müssen auch die Forderungen an den Einzelnen erwachsen: Ehre, Anständigkeit, Selbstbewußtsein und Stolz.

Das vorliegende Heft soll Euch manche Gedanken vermitteln, die Euch und Eueren Mädeln in diesen Fragen der Haltung helfen und Euch darüber hinaus bei der Formung des eigenen Ichs begleiten werden.

So gehen wir in die zweite Kriegsweihnacht und in das neue Jahr und mein Wunsch für Euch sei Kraft und froher, sieghafter Glaube.

Eure



Obergauführerin

Liebe Kameradinnen!

Bevor Ihr in diesem Hefte blättert, möchte ich Euch sagen, wie es entstand, denn dies sollt Ihr wissen, damit es Euch lieber noch und ein Eigenes werde.

Im Mai dieses Jahres waren die fränkischen Ringsführerinnen zu einem Lager auf einer alten, herrlichen Burg in der Nähe Münchbergs versammelt. In die ersten Stunden gemeinsamer Arbeit drang die große, uns tief berührende Kunde vom Marsch unserer Truppen über die Grenze nach Westen, zum entscheidenden Kampf um Ehre und Freiheit des Reiches.

Das Bewußtsein, unseren Dienst im Atem einer so gewaltigen Zeit tun zu dürfen, prägte alle weiteren Tage unseres Lagers, sie wurden ernst und schwer an Verantwortung, glücklich vor Stolz. Immer wieder tauchte uns da die Frage auf, was denn nun unser Teil am Kriege sei, was unsere Pflicht ausmache, die wir dabeiingeblichen waren, — denn wir wollten einbezogen sein in die hohe Bereitschaft, die draußen unsere Kameraden befeuerte, das Rechte zu tun und das Beste zu geben.

Wie fanden dann auch manche Antwort, die uns als gültig und wesentlich erschien, so daß wir entschlossen waren sie mit hinauszunehmen in den Alltag als unseren künftigen Auftrag.

Diese Antwort aber, so gut wir sie zu fassen vermochten, findet Ihr in diesem Hefte. Wie sie uns zum inneren Befehl geworden ist, so wünschten wir auch, daß sie es Euch gleichermaßen werde, da wir ja eines Sinnes und eines Schrittes sein wollen, um miteinander den Weg in die große Zukunft Deutschlands zu wagen, die uns als wirksame, untadelige Jugend und später als unbefiegbare Mütter braucht. Eure Ringsführerinnen haben, von diesem Willen, von dieser Erkenntnis getrieben, aus dem Reichtum deutscher Weisheit zusammengetragen und gesammelt, was ihnen als notwendig und wertvoll erschien, daß es uns weiterhin begleite als Aufruf, Mahnung oder tröstliche Hilfe.

Ihr versteht nun, warum dies Hefte eine so ernste Sprache spricht, es beherbergt vielfältig gute Sorge und ist hundertfältig in Eure Hände und Herzen gelegt.

Dünkt Euch einer der Gedanken darinnen zu schwer, um ihn zu begreifen, dann wartet getroßt, bis er Euch vielleicht eines späteren Weges begegne, es hat nicht jedes Ding die gleiche Stunde im Leben. Vermißt Ihr ein liebes Wort, das Ihr gerne unter den anderen gefunden hättet, dann laßt es Eure Freude sein, daß Euch die Kameradin offenbart hat, was ihr als das schönste erschien, — dies Hefte ist ja nur eine kleine Strecke der Begegnung mit den wesentlichen Gütern unseres Volkes, die niemals zu Ende geschöpft werden können.

Und nun danke ich im Namen aller, die es empfangen, allen denen, die es geschenkt, die Liebe, Verantwortung und Sorge ihres Herzens mit hineingeschrieben haben.

Meiner Kameradin Thea Schrader gilt dieser Dank im besonderen, ihr Dienst daran war ein reicher und vielfältiger.

Wollen wir uns nun miteinander aufmachen, das Unreife tapfer und gut zu erfüllen, wo es uns begegnet, eingedenk des Verspruches: „Wenn einer von uns müde wird, der andre für ihn wacht...“ und laßt uns dankbaren, glücklichen Herzens sein, daß wir dies in einem gesegneten Land und zu einem großen Reiche vollbringen dürfen.

Heil Hitler!

Lisl Wollersberger geb. Schmidt
Gauführerin.

Wer jetzig Zeiten leben will.

Aus dem 17. Jahrhundert

Satz: Cesar Breugen.

1. Wer jetzig Zei = ten le = ben will, muß
 So hat der ar = gen Feind gar viel, be =
 habn ein tap = fers Her = ze, Da heißt es stehn ganz
 rei = ten ihm groß Schmer = ze.
 un = ver zagt in sei = ner blan = ken Weh = re, daß
 sich der Feind nicht an uns wagt, es geht um Gut und Ehre.

2. Geld nur regiert die ganze Welt, dazu verhilft Betrügen; wer sich sonst noch so redlich hält, muß doch bald unterliegen. Rechtschaffen hin, rechtschaffen her, das sind nur alte Weigen: Betrug, Gewalt und List vielmehr, Hag du, man wird dir's zeigen.
3. Doch wies auch kommt, das arge Spiel, behalt ein tapfers Herze, und sind der Feind auch noch so viel, verzage nicht im Schmerze. Steh gottgetreulich, unverzagt in driner blanken Wehre: Wenn sich der Feind auch an uns wagt, es geht um Gut und Ehre!

Heimabend im Dorf.

Ernst Moritz Arndt:

„Ihr müßt schwer sein wollen an Ernst, Redlichkeit, Tapferkeit und Freiheit. Mögen die Menschen euch plump scheitern, laßt sie das tun. Wer das Wirkliche hat, kann das Eitle entbehren“.

Lied zu Anfang:

Wenn die Stürme Leben wecken...
 oder: Nur der Freiheit gehört unser Leben...
 Wir Jungen tragen die Fahne...

Die Führerin spricht:

Liebe Kameradinnen!

Immer wieder spüren wir aus den Briefen unserer Väter, Brüder und Kameraden, die schon so lange draußen an der Front stehen, wie froh und dankbar sie sind, daß wir mit unseren Müttern in der Heimat ihren leergewordenen Platz mit unserer ganzen Kraft auszufüllen versuchen und überall eingesprungen sind, wo ihre Hand nun fehlt. Neben der Sorge um die Ordnung und das Wohlergehen auf dem Hof oder der Arbeitsstelle schenken sie uns auch immer wieder die vertrauende Zuversicht: „Ihr werdet's schon recht machen, und wenn wir wieder kommen, werden wir alles so vorfinden, wie wir es verlassen haben, denn es lag ja in treuen und starken Händen“. Wenn wir dieses Vertrauen auf uns spüren, sind wir immer stolz und die schwerste Arbeit fällt uns dann leichter. Ihr wißt, daß wir auf dem Lande diesen Dienst nicht allein erfüllen, überall, an allen Arbeitsplätzen sind Frauen und Mädchen eingesprungen und stehen oft in schwerer Arbeit in den Fabriken an den Maschinen, als Eisenbahnschaffnerinnen, bei der Straßenbahn, als Briefträgerinnen, in den Büros und wo sonst noch der Platz eines Soldaten auszufüllen ist. Wie schwer auch oft die Verantwortung und Müdigkeit auf euch lasten mag, so sollt ihr doch eure Pflicht mit täglicher Fröhlichkeit auf euch nehmen, daß die Arbeit auch gut werde und ihr eurer Mutter täglich ein frohes Gesicht zeigen könnt, da sie doch immer die größere Last an Arbeitsbürde und Sorge zu tragen hat. Es bedarf nicht des großen und allen sichtbaren Einsatzes, sondern einer immer bereiten, helfenden und sich vor nichts schreckenden Hand und eines

selbstverständlichen, wortlosen Verzichtens auf kleine äußerliche Vergnügen und Annehmlichkeiten.

Wir wollen, da wir heute den größten Kampf aller Zeiten um die Sicherheit und das Bestehen des deutschen Reiches erleben, unseren Müttern um nichts nachstehen, die schon einmal in der langen Zeit des Weltkrieges die Front der Heimat gebildet haben und vier Jahre alle Last und Verantwortung allein auf ihren Schultern trugen.

Auch sie standen damals am Pflug und in den Werkstätten, und wurden nicht müde, immer neue Wege zu finden, um euch satt zu bekommen, warm zu kleiden und euch eine Kindheit zu schenken, die nicht zu sehr überschattet war von den nagenden Sorgen um Mann und Sohn. Trotz allen täglichen Kampfes haben sie sicher immer noch Kraft gefunden zu einem Brief, der keine Verzweiflung spüren ließ und denen draußen in den Schützengräben wieder Mut und Kraft schenkte.

Aus dieser Zeit spricht das Gedicht:

Deutsche Antworten im Kriege.

Wer schwingt diesmal deine Sensen?
Frauen werden mähen.

Wer geht hinter deinen Eggen?
Frauen werden säen.

Wer soll deine Reben keltern?
Frauen.

Wer soll backen, mahlen, dreschen?
Frauen! Frauen!

Wer netzt Fiebernden die Lippen?
Frauen werden wachen.

Wer spielt tags mit deinen Kindern?
Frauen werden lachen.

Wer betreut die Fittergreife?
Frauen.

Wer geleitet Lahme, Blinde?
Frauen! Frauen!

Sag, wie führen deine Frauen dies zu Ende?
Deutschland, schöpfen deine Frauen Wasser mit dem Siebe?
Deutschland, haben deine Frauen hundert Hände?
Haben zwei — wie eure Frauen — zwei. Und ihre Liebe.

Hans Grand.

Die Anspannung des deutschen Volkes, diesen Krieg auf allen Lebensgebieten siegreich durchzustehen, sei es in der Ernährung oder in der Wirtschaft und Industrie, hat heute den letzten deutschen Menschen bis zum kleinen Pimpfen und Jungmädchen erfasst und niemand kann sich aus dieser großen Gemeinschaft einer einzigen Front entziehen. Es kann uns keine schönere Aufgabe sein als an Opfer und Einsatz nicht zurückzustehen, wenn unsere Väter und Brüder nach den Kämpfen in Polen, Frankreich und nun gegen England täglich ihr Leben eingesetzt haben, tapfer, bereit es hinzugeben für die Heimat und den Acker, den wir jetzt bebauen für sie.

Manchmal aber, wenn wir mit Kameraden von der Front zusammenkommen, dann spüren wir im Verborgenen oder offen noch ein letztes Fragen, das über unseren Arbeitseinsatz hinausgeht und tiefer nach innen forscht. Es ist die Frage darnach, ob jede einzelne von uns sich so sauber und recht gehalten hat an Körper und Seele, daß sie in dieser großen Zeit allen Opfern des Blutes und aller Größe des Kampfes würdig geblieben ist. Wenn des Mannes größte Ehre das Bewahren im Kampf ist und sei es durch den Tod, so muß es die größte Ehre der Frau und des Mädchens sein, in ihrer Haltung innen und außen unantastbar klar, gerade und treu zu leben. Eitle Vergnügungssucht und träges Sichgehenlassen haben keinen Platz mehr vor der Verantwortung, die wir tragen. Wir haben in diesen Dingen eine für die andere einzustehen und die Augen wachzuhalten, daß kein Mädel auf die Gemeinschaft der Familie oder des Dorfes fällt, so eine der Ehre vergessen wollte und der Treue dazu.

Am Beispiel einer Geschichte aus dem Weltkrieg seht ihr die Gefahr und den Weg, der allein einzuschlagen ist.

Die Führerin liest vor:

„Meine Mutter legte Wert darauf, sehr saubere Ware auf den Markt zu bringen. Khabacher, Wurzeln und ähnliche Sachen mußten, wie ich schon sagte, gewaschen werden. Wir hatten dafür eine riesig große Zinkwanne, die immer von neuem voll mit Wasser gepumpt werden mußte. Unsere Pumpe holte sicher von einer sehr tiefliegenden Quelle ihr Wasser herauf, denn stets war es eisig kalt. Wenn wir das Gemüse wuschen, so liefen uns die Hände bis an die Gelenke blau an, und bis über die Schultern stieg uns die Kälte. Manchmal auch waren die Hände von einer schnerigen Weiße, und dann tat es besonders weh. In solchen Fällen mußte ich mir das Weinen verbeißen vor Schmerz. Einmal aber war es so schlimm, daß meine Mutter Angst bekam und mir

die Hände nun sehr kräftig zu reiben begann. In diesem Augenblick klopfte es leise gegen das Fenster. Wir sahen uns an und horchten, denn es war spät in der Nacht. Wir arbeiteten in der Waschküche, weil dort die Pumpe stand. Meine Mutter fragte, wer da sei, und ich dachte, mein Vater käme vielleicht aus Urlaub, aber es war eine fremde Stimme, die leise antwortete. So leise, daß ich nichts verstehen konnte. Ich fragte meine Mutter, wer es sei, aber sie zuckte nur die Schultern, und ich hatte das sehr bestimmte Gefühl, daß sie wohl wußte, wer da draußen stand. Das Fenster war durch Holzläden verschlossen, so daß man uns nicht sehen konnte, aber sicher blinkte Licht durch die Ritzen nach draußen. — Es klopfte noch einmal, und ehe ich noch etwas fragen konnte, riß meine Mutter — sie hatte einen hochroten Kopf — die Holzläden zurück und rief in einer Empörung, wie ich sie nur selten an ihr beobachtet hatte: „Das Bezirkskommando steht gegenüber von der Kaserne! Dort stellt man auch Drückeberger ein, die den Soldatenfrauen nachstellen! Im Schützengraben wird mein Mann sich gern mal vertreten lassen!“ Und mit einem lauten Poltern schloß sie die Läden wieder aneinander. Ich starrte sie an, aber sie arbeitete sofort und sehr eilig weiter, ohne mich auch nur einmal angesehen zu haben. „Geh ins Bett“, sagte sie nach einer Weile kurz, aber da wir noch mindestens eine Stunde zu tun hatten, rührte ich mich nicht vom Fleck.

Nun war es so zwischen uns, daß wir Kinder niemals eine auch noch so geringe Zärtlichkeit mit unseren Eltern getauscht hatten, so daß eine Kluft fühlbar wurde, wenn es sich um schwierige Situationen handelte. Ich sah, wie meine Mutter am ganzen Körper flog. So erregt war sie, aber ich hätte sie unmöglich einmal umfassen oder sonstwie zärtlich zu ihr sein können. Ich hatte noch niemals einen erwachsenen Menschen umarmt. Ich brachte es auch jetzt nicht fertig. Es wäre für uns beide nur peinlich gewesen. Aber ich ging um einen Schritt näher an sie heran und fragte schüchtern: „Mutter, wer war der Mann, und was wollte er von uns?“ Sie putzte gerade an einer kugelfunden kleinen Kube, die sie jetzt in die Wanne warf und dabei voller Abscheu ein „Ach“ hervorstieß. Das Wasser in der Wanne spritzte sehr hoch, und als meine Mutter sich das davon naß gewordene Gesicht abtrocknen wollte, behielt sie die Hände oben und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Meine Überraschung war groß. Ich hatte eine derartige Gefühlsäußerung bei meiner Mutter noch nie erlebt, und meine Hilflosigkeit war sehr niederdrückend auf mich. Ich ging nun aber doch noch etwas näher an sie heran und sagte dann leise: „Mutter, geh du zu Bett, denn du bist von vier Uhr schon auf, und jetzt ist es gleich zwölf. Laß mich den Rest fertigmachen!“ Als sie nicht antwortete, hockte ich mich nieder, denn sie

saß auf einem Schemel, und ich sagte leise bittend: „Mutter!“ Nun trocknete sie hastig ihr Gesicht und begann eilig wieder zu arbeiten. Ich machte es genau so, aber während ich nun das Wurzelgemüse weiter säuberte, fühlte ich, wie meine Mutter mich ansah, und unsere Augen begegneten sich. So viel Ernst lag auf ihrem Gesicht, so viel Wärme in ihrem Blick und so viel Trauer in ihrer ganzen Haltung, daß ich wegschauen mußte, um zu verbergen, was es mir tat, sie so zu erkennen. Während wir dann beide eilig weiterarbeiteten, weil wir den Wunsch hatten, uns hinlegen zu können, sagte meine Mutter leise: „Ich werd' es dir noch erzählen, aber jetzt wollen wir machen, daß wir fertig werden“.

Ich schlief, seit mein Vater im Felde war, in seinem Bett. Es war herrlich, das Nachtlager nicht mehr mit Christel teilen zu müssen! Ein Bett allein zu haben! Diesen Abend aber konnte ich nicht einschlafen, und mir schien, auch meine Mutter lag wach, aber fragen mochte ich sie nichts. Nach einer Weile sagte sie: „Wenn du ihn auf der Straße triffst, den lassen, so schau weg! Du sollst ihn nicht mehr grüßen!“

Lassen? Der faule Schlosser? Der hatte am Fenster gestanden? So mitten in der Nacht? Ich verstand das nicht ganz. Ich mußte fragen: „Mutter, was ist denn das alles? Was wollte er von uns?“

„Kind, es ist Krieg!“ bekam ich zu hören. „Die ehrlichen Männer liegen in Not und Tod draußen, und gemeine Kerle glauben, sich einfach zu den Frauen ins Bett legen zu können.“

Ich war kein Kind mehr, aber ich fand es grob, wie meine Mutter zu mir sprach, doch war es wohl das beste so. Ich hatte naiv gefragt, und meine Mutter wollte mir gleich die klarste Antwort geben. Vor allem wollte sie, daß ich dem Laffen keinen „Guten Tag“ mehr bot wie bisher. Wie ich meine Mutter kannte, war es ihr vorher in der Waschküche nicht möglich gewesen, mir die richtige Erklärung zu geben, weil sie sich schämte, die Frau zu sein, der ein Mann zu mitternächtiger Stunde einen schamlosen Unttag machte. So wartete sie, bis wir uns hingelegt und das Licht ausgemacht hatten. Ich aber mußte an meinen Vater denken, an Bernhard Schmitt, an Laffen und wieder an meinen Vater.

„Laffen, Mutter, den habe ich nie leiden können“, sagte ich. Und nach einer kleinen Weile: „Daß du seine Stimme erkannt hast? Er sprach doch ganz leise?“

„Er hat mir, seit Vater weg ist, schon zu oft etwas gesagt und steht nicht zum ersten Mal hinter unsern Fenstern“, sagte sie. Und ein wenig zögernd fügte sie hinzu: „Nur so spät ist er noch nie gekommen“.

„Sagst du es Vater, wann er kommt?“

„Ich glaube nicht.“

„Meinst du, er würde traurig sein?“

„Traurig? Totschlagen würde er ihn!“

Mehr sprachen wir an diesem Abend nicht. Ich lag aber noch länger wach als meine Mutter, denn für mich war nicht alles so klar wie für sie. Ihre letzten Worte blieben mir im Ohr hängen, und ich stellte mir vor, wie Vater zu Lassen gehen und ihn zur Rede stellen würde. Am anderen Tag aber sprachen wir nicht mehr von der Sache, doch sollte ich trotzdem noch ein tüchtiges Herzklopfen deswegen haben. Nachdem ich nämlich am anderen Morgen mit meiner Mutter den Marktwagen weggebracht hatte und nach Hause ging, traf ich Lassen. Ich sah ihn schon von weitem und bog sofort auf die andere Seite hinüber. In der Kleinstadt aber sind die Straßen sehr schmal, und so konnte Lassen mir bequem zurufen: „Guten Morgen, Jungfer! Schön geschlafen?“ Ich blickte unentwegt geradeaus, aber mein Erstaunen war grenzenlos. Ich wußte doch, was meine Mutter ihm gesagt hatte, und trotzdem blieb ihm der Mund nicht dicht. Ich dachte: den müßte man wirklich totschlagen!“

Kärhe Reiten.

*

Worte von Stellrecht:

Du lebst von der Ehre und nicht vom Brot. Die Knechte glauben, daß sie zum Leben nur Speise und Trank bedürfen. Der Freie weiß, daß er dazu zuerst der Ehre bedarf. Deine Ehre ist dein Ansehen bei Kameraden und Volksgenossen. Sie ist aber ebenso sehr dein Ansehen vor dir selbst. Ehrenvoll ist, wer mutig ist. Ehrenvoll ist, wer selbstlos und treu ist. Ehrenvoll ist, wer Herr seiner selbst ist.

Ein neues Geschlecht soll in Deutschland sein, ehrlich in Wort und Tat, weil Ehre ihm notwendiger zum Leben geworden ist, als Besitz. Und wehe dem, der sich dagegen versündigt.

Es soll kein Falsch in dir sein! Unehrllich ist der Jude. Er ist so geboren und bleibt voller Hinterhalt. Du bist geboren ehrlich zu sein und ehrlich zu bleiben. Dein Gesicht lügt nicht, deine Worte sind wahr, dein Tun ist klar und kann vor aller Augen bestehen. Du wirfst kein Wort über einen Kameraden sprechen, das du ihm nicht selbst sagen kannst. Tuft du es doch, so zerstörst du die Gemeinschaft, so verletzest du die eigene und des anderen Ehre. Du wirst unehrllich.

Die Führerin spricht:

Wir sind heute leider gezwungen, besonders in der Landwirtschaft, die noch fehlenden Arbeitskräfte durch ausländische Arbeiter zu ersetzen. Sast

in jedem Dorf und Hof arbeiten fremdvölkische Landarbeiter aus dem Südosten, der Ukraine, Polen usw., oftmals noch neben den Kriegsgefangenen. Durch die Arbeit sind wir meist gezwungen, den ganzen Tag auf dem Feld oder im Stall, beim Dreschen oder sonst beisammen zu sein und es ergeben sich manche Anknüpfungspunkte und Zufälligkeiten, denen gegenüber wir unseren Stolz und unsere Überlegenheit einzusetzen haben, wenn wir nicht Verrat an unserem Volke begehen und unsere Ehre verlieren wollen.

Diese fremdvölkischen Landarbeiter aus dem Osten gehören niemals in unsere Volksgemeinschaft hinein. Sie entstammen einem uns wesenfremden Volkstum, haben andere Sitten und Gebräuche, und wir wissen, daß sie in der Arbeit leicht träge und faul werden, wenn sie nicht eine harte, befehlende Hand auf sich spüren. Ihre Lebensweise in ihrer Heimat steht so tief unter der unsrigen, daß sie froh sein können, bei uns etwas mehr Sauberkeit und Ordnung zu lernen. Sie sind unsere nötigen Arbeitskräfte, dafür bekommen sie Essen, Kleidung und Schlafgelegenheit, und brauchen aber auch keine Unnehmlichkeit mehr darüber hinaus, weil sie es gar nicht anders gewohnt sind. Außerdem haben sie durch ihre Arbeit ja nur einen Teil ihrer Schuld an den Verwüstungen im Osten wieder gutzumachen. In ihrem Aussehen sind sie oft sehr verschieden, die einen erkennt man sofort an dem verschlagenen Blick aus schiefstehenden Augen, andere wieder sehen ganz anständig aus, sind vielleicht sogar blond und helläugig, wir dürfen uns aber durch dieses Aussehen nie täuschen lassen, denn innerlich tragen sie ja die Wesenszüge ihres Stammes.

Besonders verpflichten euch aber die polnischen Landarbeiter und Kriegsgefangenen zum strengsten Abstand und die kleinste Vertraulichkeit, die ihr auch wissend oder unwissend zuschulden kommen laßt, stellt euch auf die Stufe niedrigster Gesinnung und Ehrlosigkeit.

Ich will euch an einigen Beispielen zeigen, wie wenig Haltung und Stolz unsere Mädel noch bisweilen besitzen und wie auch Erwachsene aus Trägheit und Emsichtslosigkeit gegen die deutsche Volksgemeinschaft verstoßen.

In Aufrufen und Bekanntmachungen ist zwar der Umgang mit den Polen aufs strengste festgelegt und doch geschieht es immer wieder, daß die Bäuerin eines Hofes gar noch zu den Polen sagt: „Es ist zwar verboten, Sie mit am Familientisch essen zu lassen, aber der Einfachheit halber will ich doch nicht so sein, sagen Sie es nur bitte nicht weiter“.

In einem andern Dorf hat ein Gefangener sehr bald herausgebracht, wie er sich manche Unnehmlichkeit verschaffen könnte, er geht mit äußerst

sichtbarer Frömmigkeit so oft wie möglich in die Kirche und da heißt es gleich, welch ein frommer und guter Mensch er sei und mancherlei Bissen werden ihm im Verborgenen zugesteckt. Daß der Pole dieses Entgegenkommen aufs grösste ausnützen will und es die bösesten Folgen nach sich ziehen kann, hat sich keiner dabei überlegt. Denn wenn einmal die Grenzen des Abstandes überschritten sind, nimmt sich der Pole immer mehr Freiheit.

Das verwerflichste aber von all diesen Verfehlungen ist es, wenn ein deutsches Mädel sich auf die Annäherungsversuche eines Polen einläßt und sich da nicht zu bewahren weiß. Ihr wißt, daß darauf die schlimmste Strafe steht und das Mädel ein für allemal aus der Gemeinschaft ausgestoßen ist.

Aber auch gerade an kleinen Dingen habt ihr euren Stolz und eure Haltung einzusetzen und euch nicht leichtsinnig zu vergessen, wie es in folgenden Beispielen geschah:

Polnische Gefangene wurden einem Dorf als Landarbeiter zugeteilt. Eine Bäuerin, die mit ihrer Tochter allein auf dem Hof war, erhielt einen Gefangenen als Hilfe. Das Mädel mußte den Polen abends in das Sommerlager bringen. Dabei wurde beobachtet, daß sie sich von diesem mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete. Das Mädel lachte und winkte dem Gefangenen nochmals zu und fand gar nichts dabei. Andere Mädel tranken auf der Dreschmaschine mit den Polen sogar aus einem Krug.

Wie entehrend solche Handlungsweise selbst in den Augen der Polen ist, zeigt die Bemerkung eines Polen zu seiner Bäuerin, als sie solch einem artvergeßenen Mädel begegnete: „Seau, nie gutes Mädchen, läuft mit Polen herum...“

Die Führerin liest vor:

Der Fremde.

Von den Scheunenwänden und Gartenzäunen des Dorfes schrien grelle Plakate: „Sonntag abend Tanzmusik“. Die Mädchen gingen ein wenig langsamer, wenn sie an dem bunten Anschlag vorbeikamen. Sie stießen sich wohl auch verstoßen an und wiesen mit einer Kopfbewegung darauf hin, aber darüber reden mochte keine. Es war so unglaublich und fast wie ein Traum, daß sie nach Monaten der Stille plötzlich wieder ein Vergnügen haben sollten — sie sprachen lieber gar nicht erst davon, sonst verflog der Spuk und sie hatten das Nachsehen. Aber insgeheim plätteten sie die Rüschchen und Bänder ihrer Festkleider, rieben die Schuhe

blank und versuchten des Abends eine neue Haartracht vor dem Spiegel. Bei diesen Vorbereitungen hielten sie freilich immer wieder inne. Tanzmusik würde es geben, — ja. Aber mit wem sollten sie hingehen? Gab es denn überhaupt noch junge Burschen im Dorf? Sie überlegten — zwei, drei, vier kamen zusammen. Alle anderen waren Soldat. Und ein heimliches Seufzen galt dem, mit dem jede am allerliebsten zusammen gewesen wäre. Plötzlich wanderte ein Gerücht durch das Dorf. Zuerst war es nur ein „Vielleicht“, am Ende aber ein ganz klares „Bestimmt“: Unsere Soldaten werden auf Urlaub kommen. Nun wagten sie es alle, ihre Vorfreude zu zeigen, und seit langem war nicht so viel frohes Lachen aus den Ställen und von den Feldern gellungen.

Auch Martha Steffens, das Mädchen vom Birkenhof, erfuhr davon. Sie war vor zwei Jahren aus der Stadt gekommen, damals, als im Dorf das erste Landdienstlager eröffnet wurde. Als ihre Zeit abgelaufen, war sie nicht zurückgekehrt, sondern hatte sich einen Dienst gesucht, weil sie spürte, daß sie hier mehr leisten konnte als in ihrem Büro und weil sie erkannte, wie sehr hier jede Kraft gebraucht wurde. Sie war auf den Birkenhof gegangen, weil er weitab vom Dorfe lag und der Bauer dort nie eine Hilfe bekam. Allen Mädchen war der Ort zu einsam. Aber Martha Steffens fragte nicht nach der Einsamkeit, sie wollte nur arbeiten — und das konnte sie hier so gut wie an keinem anderen Platz. In den letzten Monaten war es freilich auch ihr oft ein wenig unheimlich geworden. Der Bauer war fort und schrieb selten einmal einen kurzen Gruß aus dem Westen, und seine alte Mutter ging mißtrauisch und stumm in dem leeren Hause umher, konnte selber nichts mehr tun und ließ der jungen Marthe, die jetzt allein für den Hof, für das Vieh und den Acker sorgen mußte, nie ein Zeichen der Ermunterung oder der Zustimmung zukommen. Besonders schlimm war es geworden, seitdem der Fremde auf dem Hof war. Mit dreißig anderen war er im Spätherbst ins Dorf gekommen und die Männer wurden auf die einzelnen Höfe zum Arbeiten verteilt. Sie waren anders, ganz anders als die Dorfleute. Sie sprachen und lachten unaufhörlich und redeten ohne Aufhören in ihrer fremden Sprache. Des Abends saßen sie vor den Häusern und sangen, sie blinzelten den Mädchen zu, wo sie sie nur trafen, und sie hatten wohl auch ein paar zärtliche Sätze, deren Sinn man erraten konnte, und die sie dann anbrachten, wenn sie alleine in der Küche saßen oder draußen auf dem Feld schafften.

Marthe war dem Fremden offen und vertrauensvoll gegenübergetreten. Er wollte ihr helfen, das genügte ihr, darüber hinaus fragte sie nicht. Aber die alte Bäuerin kniff die Lippen zusammen und erschien oft unversehens in der Scheune oder auf dem Acker, wo Marthe neben dem Fremden

arbeitete. Sie blieb dann im Hintergrund stehen, hatte wachsame Augen und ging erst nach langer Zeit wieder fort.

Der Fremde lachte, wenn sich der Aufschlag ihres Stodes in der Ferne verlor, er schnitt eine Grimasse und sprudelte eine Flut unverständlicher Sätze hervor. Marthe rühte unbehaglich mit den Schultern. Sie verstand die Alte nicht, aber sie spürte, daß irgendeine Sorge ihr seltsames Gebahren bestimmte.

Nun war im Dorf der Tanz angesagt. Sollte sie hingehen? Marthe war jung und freudhungerig, sie kannte seit Monaten nur noch die Arbeit und wäre so gerne wieder einmal von Herzen froh gewesen. Sie reckte sich bei dem Gedanken, strich die Haare aus der Stirn und fühlte mit einem Mal wieder, wie lebendig sie war. Als ihr Blick sich nach einer langen Weile, in der sie auf die Hacke gestützt über das Feld hinweg in die Ferne geträumt hatte, zurückwand, erkannte sie dicht vor sich das Gesicht des fremden Mannes. Er stand genau so wie sie untätig da, seine Augen hatten einen unbeschreiblichen Glanz und er schaute das Mädchen an, daß dieser das Blut jäh bis über die Haare stieg. Er bewegte seine Lippen fast unhörbar, aber Marthe ahnte, daß es ein leidenschaftliches, heißes Wort war, das er immer wieder vor sich hinsprach. Da senkte sie verwirrt den Kopf und begann hastig zu arbeiten. Was war das? Was wollte der Fremde von ihr? Den ganzen Tag lang kreisten ihre Gedanken unaufhörlich um sein aufgewühltes Gesicht, um die Worte, die er geflüstert hatte. Und plötzlich erschien ihr vieles, das sie bisher kaum beachtet hatte, in anderem Licht. Sie dachte an die stetige, zitterliche Sorgfalt, mit der er sie umgab, an die Lieder, die er abends vor der Türe sang, an die Blicke, mit denen er ihrem Tun folgte — und alles erhielt einen neuen Sinn.

Und plötzlich freute sie sich unbändig auf den Sonntag, sie lachte leise vor sich hin und blickte verstohlen zu dem Fremden hinüber. Es war, als hätte der nur darauf gewartet, denn auch er schaute auf Marthe und nickte ihr zu.

Wenn sie in diesen nächsten Tagen zusammen waren, dann vermied Marthe, jede Erinnerung an die Stunde auf dem Feld wach werden zu lassen. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß sie rot wurde, sobald er sie ansprach, und daß sie des Abends lange wach lag, wenn seine fremden, sehnsüchtigen Weisen unter ihrem Kammerfenster erklangen.

So kam der Sonntag heran. Marthe wußte es längst, daß auch der Fremde ins Dorf gehen würde, sie hatte aufgeregte Hände, als sie sich umzog und fertig machte, und kein Schmutz erschien ihr für dieses Fest schön genug. Als sie beinahe fertig war, klinkte die Zimmertür auf —

Marthe fuhr herum und starrte erschrocken auf die alte Bäuerin, die dunkel und unbewegt in der Öffnung stand.

„Du gehst tanzen?“

„Ja.“

„Mein Sohn hat Dir den Hof anvertraut.“

„Ja —?“

„Er sagte, Du bist jung und zuverlässig, du hast mehr Kraft als ich alte Frau.“

Marthe schwieg. Was wollte die Bäuerin von ihr? Mußte sie ihr heute, gerade heute sagen, warum sie sie mit ihrem Mißtrauen und mit ihrer Wachsamkeit verfolgte?

Sie blickte an der dunklen Gestalt vorbei und schaute zum Fenster hinaus. Sie sah über den schon abendlichen Hofplatz und erkannte den Fremden, der am Baume stand und wartete. Auf mich! freute sie sich und wollte die alte Frau mit ein paar kurzen Worten beruhigen. Doch da wurden ihre Augen plötzlich schreckensgroß. Was tat der Mann? Marthe sah deutlich, wie er den kleinen Hühnerhund am Nackenfell gepackt hielt, ihn langsam in den Brunnentrog tauchte und unter Wasser drückte. Sie ging an der Bäuerin vorbei zum Fenster und beugte sich weit hinaus — es blieb dabei, der Fremde versuchte augenscheinlich, wie lange das Tier unter Wasser bleiben konnte. Der Hund jaulte und schrie — auch die alte Frau trat ans Fenster und blickte auf das Schauspiel.

„Willst Du immer noch gehen?“

Da trotzte Marthe plötzlich auf.

„Ja! Verbiehen lasse ich es mir nicht.“

Aber sie verließ das Haus nicht über den Hofplatz, sondern wählte den schmalen Fußweg, der hinter dem Garten ins Dorf führte. Aus dem Gasthausaal klang das taktmäßige Dröhnen des Schlagzeuges, eine Geige sang und Mädchenlachen schlug ihr entgegen, als sie eintrat. Sie schaute sich um. Es waren schon viele Gäste da, fast alle Dorfmädchen, ein paar Burschen aus der Umgegend — ja, und alle fremden Arbeiter. Sie hatten ihre Ede für sich, lachten laut und blickten immer wieder zu den Mädchen hinüber.

Marthe fand ihren Platz und setzte sich still zu dem andern. Die schwatzten und licherten, klagten, daß ihre Soldaten nun doch keinen Urlaub bekommen hätten, und trösteten sich im nächsten Augenblick lachend damit, daß es ja genug andere Tänzer gäbe.

Marthe war ganz still. Das Erlebnis auf dem Hof hatte sie so verwirrt, daß sie sich keinen Rat wußte. Sie hörte nur teilnahmslos auf die Reden der anderen.

Die erzählten, was sie von den Fremden wußten.

„Es sind ganz feine Leute drunter, die zu viel was Besserem geboren sind, als zur Landarbeit!“

„Unserer ist ein Studierter!“

„Und unserer hatte ein großes Geschäft!“

„Warum arbeiten sie dann aber bei uns?“ fragte eine verständnislos.

Die Mädchen zuckten die Achseln.

„Wissen wir's? Sie waren arbeitslos — glaube ich.“

„Die Hauptsache ist, es sind gute Tänzer!“ lachten ein paar los, „hoffentlich können wir es bald feststellen.“

Da wachte Marthe Steffens aus ihrem Grübeln auf.

„Ist — ist das denn recht? Wie tanzen mit den Fremden, und unsere eigenen Männer sind im Feld?“

Die Mädchen schwiegen betroffen, doch dann meinte eine:

„Du mußt uns das gerade sagen, Marthe, Du verstehst Dich mit dem Fremden doch noch besser als mit Deinem Bauern!“

Marthe wurde rot und senkte den Kopf. Doch dann straffte sie sich und blickte die andern offen an:

„Ja, so war es, ich will mich nicht besser machen. Ich war dem Fremden gut. Weil ich allein war und wenig Freude hatte und weil die gemeinsame Arbeit uns zusammenbrachte. Aber ich habe heute etwas gesehen — sie sind anders, ganz anders als wir. Sie gehören nicht zu uns!“

„Aber sie arbeiten für uns!“

„Schlimm genug, daß wir nicht genug eigene Kräfte dafür haben! Aber für ihre Arbeit bekommen sie Geld — nichts mehr!“

Die Mädchen sitzen stumm und überlegend da. Sicherlich, die Marthe hat recht — aber sollen sie denn gar kein Vergnügen haben? Ist es denn ein Unrecht, wenn sie mit den Fremden tanzen?

„Es bleibt nicht dabei —“ sagt Marthe und senkt den Kopf. Sie schämt sich vor sich selbst, daß sie sich überhaupt einmal vergessen konnte, aber sie weiß auch, daß sie jetzt nicht nachgeben darf.

„— und es ist treulos von uns — gegenüber unseren Soldaten. Die liegen draußen im Graben und müssen Übermenschliches leisten — wollen wir so schwach sein, daß wir nicht mehr daran denken?“

Die Mädchen sehen nachdenklich vor sich nieder. Marthe hat recht, sie dürfen die dort draußen nicht vergessen — und sie müssen sich bewähren — genau so, wie die Soldaten vorne vorin Feind. Es ist nicht genug damit, daß sie die Höfe versorgen, das Vieh füttern und den Acker bestellen — sie müssen sich auch selbst bewähren. Marthe steht auf und streicht an ihrem Kleid herunter. „Ich gehe heim —“ sagt sie leise und wendet sich zur Tür. Zwei, drei, andere Mädchen folgen ihr. Sie gehen ein Stück Weges nebeneinander auf der Dorfstraße entlang. Dann biegt

Marthe zum Birkenhof ab. Sie reden nicht mehr viel über die Sache, weil jede ihren eigenen Gedanken nachhängt.

Die Zurückgebliebenen haben ein seltsames Gefühl, als sie sich zum ersten Mal von dem Fremden herumdrehen lassen. Sie schauen sie aufmerksamer an, als sie es sonst getan hätten, sie ziehen heimliche Vergleiche, und als der Tanz vorbei ist, da gehen wieder ein paar von ihnen nach Hause.

Dieser Abend endet sehr früh. Der Wirt ist unzufrieden, die Musiker schimpfen, aber es hilft nichts. Es gibt keine Mädchen mehr im Saal, mit denen die Männer tanzen können, und so müssen auch sie schließlich aufbrechen.

Als der Fremde aus dem Birkenhof kommt, ist in der großen Stube noch Licht. Die alte Bäuerin sitzt steif und aufrecht am Tisch und läßt ihre Stricknadeln klappern. Marthe Steffens aber hält einen kleinen, zerzausten Hund in den Armen und streicht ihm immer wieder über den Kopf.

Da weiß der Fremde, daß er bei ihr nichts mehr gewinnen kann, und geht kugellos in seine Kammer.

Inge Thomas.

Die Führerin spricht:

Die Polen sind für uns, gleich wie sie aussehen, Angehörige eines feindlichen Volkes, das über Jahre hin die schwerste Blutschuld gegenüber unseren Volksdeutschen in Polen auf sich geladen hat. Sie gehören einem Volke an, das noch vor einem Jahr 88 000 Deutsche ermordete. Niemals vergessen wir die Berichte unserer Soldaten von der heimtückischen, gemeinen Art des Heldenmordkrieges, in dem Tausende unserer Väter und Angehörigen nicht im offenen Kampf gegen den Feind gefallen sind, sondern hinterrücks im Schutz der Nacht überfallen, wehrlos gemacht und zu Tode gequält wurden. Unauslöschlich sind uns die Greuelthaten der Polen ins Gedächtnis geprägt und wenn wir ihnen auch nicht in blindem Haß gegenüberstehen, so empfinden wir doch die tiefste Abscheu und Verachtung jedem gegenüber, der Angehöriger dieses Volkes ist. Wir fühlen den tiefen Schmerz und das Leid, das durch sie über viele Familien unseres Volkes gekommen ist.

Wenn ihr diese Geschehnisse nie vergesst, so werdet ihr euch auch nicht mehr verleiten lassen, Mitleid mit den Kriegsgefangenen zu empfinden oder gar Interesse für das Fremde und Eigenartige in euch aufkommen zu lassen. Wir dürfen das, was unsere Soldaten unter letztem Einsatz ihres Lebens niedergezwungen und erlämpft haben, nicht durch die Leichtfertigkeit und Willenlosigkeit unserer persönlichen Haltung verraten,

sondern müssen uns in harter Zucht in der Hand halten. Nicht der kleinste Fehler soll uns darin unterlaufen. Und nicht nur unser Tun, sondern auch unsere Gedanken sollen rein und sauber sein. Jeder Tag muß uns in unserer Pflichterfüllung des Opfers unserer Soldaten würdig finden, so daß wir zu jeder Stunde vor den Augen des Führers bestehen könnten.

Was wir als Mädel in diesem Kampf einsetzen können, ist, gemessen an den Leistungen unserer Soldaten, gering. Aber wir wollen unsere Augen wach und klar halten, daß unsere Kameraden an der Front beim Gedanken an uns immer wieder Glauben und Kraft schöpfen können und ihr bedingungsloses Vertrauen zur Heimat nicht nur der getanen Arbeit gilt, sondern auch dem Wissen um unsere Treue und Kraft.

Die Sauberkeit unseres Herzens spiegelt sich in der Sauberkeit unserer Stuben und in der Art, wie wir die schwere Arbeit des Tages erfüllen. Stark und gläubig wollen wir auf die Heimkehr unserer Soldaten warten nach dem größten Sieg der Geschichte und mit ihnen ein freies Deutschland aufbauen, das nicht nur groß und mächtig nach außen ist, sondern getragen wird von dem Stolz und dem Selbstbewußtsein einer jungen, starken Generation, die sich im schwersten Kampf bewährt hat, Mann und Frau.

Thea Schrader.

*

Der Führer sagt:

Ihr müßt die Tugenden heute üben, die Völker brauchen, wenn sie groß werden wollen. Ihr müßt treu sein! Ihr müßt mutig sein! Ihr müßt tapfer sein! Und ihr müßt untereinander eine einzige große herrliche Kameradschaft bilden!

Wir wollen ein hartes Geschlecht heranziehen, das stark ist, zuverlässig, treu, gehorsam und anständig, so daß wir uns unseres Volkes vor der Geschichte nicht zu schämen brauchen.

Bauernrequiem.

Sie war mein Weib an sechzig Jahr.
Sie war noch rüstig, doch ihr Tag ist gar.

Wie mag sie ohne Sünden sein?
Es lebt sich schwer; Herr, tu sie barmherzig.

Sie war mein Weib. Nun wird sie lange ruhn.
Ich will das Spinnrad auf den Boden tun.

Die Blumenstöck am Fenster sind verwelt.
Die Kuh wird schau'n, wenn sie ein andrer melkt.

Die Stuben stumm, das Feuer aus,
es geht sich hart allein nachhaus.

Der Weg ist lang und feierstill.
Herr, sei ihr gut! Und wie Gott will.

Amen.

Paul Anton Keller.





Sein sein, beinander bleiben.

Aus der Seiermarkt.

Satz: Franz Diebl.

1. Sein sein, bei = nan = der blei = bn, fein sein, bei =
 nan = der blei = bn! Mags reg = na o = der win = dn o = ber
 a = da schnei = bn bei der Nacht. Sein sein, bei =
 nan = ber blei = bn, fein sein, bei = nan = der blei = bn.

2. Gscheit sein, net einitappn, gscheit sein, net einitappn, es steckt oft der Fuchs in der Zipfklappn bei der Nacht, gscheit sein, net einitappn, gscheit sein, net einitappn.
3. Frisch sein, net unnammochn, frisch sein, net unnammochn, und geht a dei Häußl und die Liab zu Brodn bei der Nacht, frisch sein, net unnammochn, frisch sein, net unnammochn.
4. Treu sein, net auffi grasn, treu sein, net auffi grasn, denn d Liad is so zart wiara Soafndlasn bei der Nacht, treu sein, net auffi grasn, treu sein, net auffi grasn.

Gedanken zu einem Heimabend.

Liebe Kameradinnen!

Wir wollen heute versuchen, Sinn und Aufgabe des Wortes zu begreifen, das einmal zum Kriege gesagt wurde:

„Dem Volke allein, das sein Herz hart und blank hält, verleiht das Schwert Segen und Sieg.“

Johannes Lint.

Es umschließt die tiefe Erkenntnis, daß nicht nur der Kampf sichtbarer Waffen und Wehre die Entscheidung zum Siege herbeiführt, sondern mit gleicher Wichtigkeit das Herz des Volkes daran beteiligt sei, das harte, blankte Herz.

Das Volk nun aber sind wir, die Dabeingebliedenen, zu anderem Dienst berufen als der Soldat.

Wie dieser draußen sein Teil erfüllt, sich bemüht, bewährt, haben wir vielfältig erfahren und es lebt eindringlich weiter in unseren Gedanken. Seit die unauslöschlichen Bilder seines beharrlichen Wartens, seines tapferen Stürmens, seines todesmutigen Antlitzes zum ersten Mal vor unsere Seele traten, bewegt uns unaufhörlich und immer mahnender der heiße Wunsch:

„O wenn doch etwas bliebe,
 was ihr uns ließe tun;
 wir haben soviel Liebe
 ruhlos im Herzen ruhn.“

E. W. Möller.

Oftmals vermochten wir es kaum mehr, unserer alltäglichen Arbeit mit gutem Gewissen nachzugehen, wenn Vater, Bruder und Kamerad draußen ihr Letztes gaben, was dünkte uns dagegen unser Tun so gering und nichtig, wie hungerten wir nach der großen, verschwenderischen Tat, daß sie nun auch in unser Leben trete.

Erst langsam und schwer begriffen wir, daß die Forderung des Krieges an uns Mädel vielleicht eine ganz andere sei, weniger das sichtbar große, einzige Opfer, als vielmehr die Fähigkeit, eine fröhliche, tapfere Kraft zu allen Dingen des Tages zu besitzen, seien sie groß oder klein, unscheinbar oder leuchtend, begegneten sie uns in der Stube, an der Maschine, auf dem Acker oder später einmal an der Wiege.

Uns geschah, wie es Frau Margarete von Wrangell einmal benannte: „... und was die wichtigen Dinge betrifft, ja, was heißt wichtige Dinge? Ein höherer Wille verfolgt oft ganz andere Ziele mit uns als wir selbst. Ihm sind vielleicht ein paar Worte oder ein kleiner Liebesdienst an anderen viel wichtiger als alles, was wir in uns selber erreichen — und wäre es auch nur, daß man ein weinendes Kind am Wege tröstet oder ein Vogelnest schützt.“ —

Wir lesen miteinander:

Schwert und Wiege.

„Ein junger Soldat, der das Unglück hatte, am Aufmarschtag im Mai 1940 einer Fußverletzung wegen bereits an der belgischen Grenze hinter seinen Kameraden zurückbleiben zu müssen, wußte später von einer kleinen Begebenheit zu erzählen, dank derer er dieses verheißungsvolle Pech nicht nur leidlich hatte tragen können, sondern einen inner bleibenden Gewinn ins fernere Leben mitnehmen durfte, die weder mit Geld noch aus Büchern erworben werden können.

Er hatte sich, unfähig aufzutreten, an den Rand einer Böschung geworfen und verfolgte heißen Auges den unaufhörlichen Strom deutscher Truppen, und kein Glück schien ihm kräftig genug, das auszudrücken, was er bei seinem zwangsweisen Zurückbleiben empfand.

Gegen Mittag wurde es heiß, die hochbepackten Soldaten wischten sich die Stienen, indes sie Staub und Dunst einatmeten, ihre Gesichter glühten, sie mußten wohl brennenden Durst haben, und so war es zu verstehen, daß der Verletzte mit dem Geschick haderte, das ihm nicht einmal gestattete aufzustehen und sich in das fünf Minuten entfernt liegende Gehöft zu schleppen, um Wasser für die Durstigen zu holen. Zwar machte das Gehöft einen recht kläglichen Eindruck, aber Wasser hätte sich sicher austreiben lassen; er mußte sich jedoch damit abfinden, nur schauen, rufen und winken zu können.

Plötzlich entstand unweit seines Platzes eine kleine Stockung: er sah einige Kameraden sich niederbeugen, sich die Becher oder die Hände füllen, sich das Gesicht besprühen und wunderbar erquickt weiterziehen, und als er sich auf die Ellbogen stützte und sich so weit aufrichtete, wie es der verletzte Fuß nur irgend gestattete, vermochte er nun auch das ganze Feld zu überblicken, das sich von der Straße bis zum Gehöft hinzog, und er sah eine Frau zurückgehen, schwer und bäuerlich gekleidet, mit einem Tuch über dem Haar und mit einem Tragholz auf den Schultern, an dem zwei Ketten lose herabgingen. Es mußte ihm

entgangen sein, wann und aus welcher Richtung die Frau gekommen war; sie hatte zwei Eimer an den Straßenrand gestellt, auf deren klarem Wasser sich die Erhöhten gierig stürzten.

Er sandte der Frau seinen Blick nach und stellte fest, daß sie die Eimer nicht etwa im Haus bequem füllen konnte, sondern sie draußen neben dem Haus unter die Pumpe zu stellen gezwungen war, deren Schwengel sie in gleichmäßiger Bewegung aufhob und niederdrückte.

Nach kurzer Zeit kam die Frau wieder, und nun erkannte der ihr entgegen Schauende, daß es eine alte Frau war, der das Tragen der beiden gefüllten Eimer gewiß nicht leichtfallen mochte; schwerer jedoch als das Tragen schien ihr der letzte Schritt über den schmalen Graben zur Straße hin, und gern ergriff sie die entgegengestreckte Hand des jeweils Vorbeimarschierenden, der dann auch in Eile die vollen Eimer aus den Händen hob, um sie mit den leeren zu vertauschen.

Während die alte Frau den durch die Unebenheit des Bodens sicher nicht unbeschwerlichen Wiesenweg viermal gegangen war, nahm sich der junge Soldat vor, von nun an zu zählen, wie oft sie wohl noch die Eimer wechseln würde, doch nach etwa zwei Stunden mußte er sich gestehen, daß er, da er sich keinerlei Zeichen gemacht, nicht wußte, bei welcher Zahl er stehengeblieben, und er konnte beim besten Willen nicht zurückrechnen, wie oft sie den Weg gegangen war. Nur fiel ihm auf, daß ihr Gang schwerer, der Schritt langsamer und die Bewegung des Pumpens lahmmer geworden war, was alles jedoch keinen Grund bot, eine Pause einzulegen. Er staunte zu ihr hinüber und wehrte sich gegen eine ihm fremde Art der Rührung. Während er da nun lag, erschüttert durch sein Mißgeschick, das ihn zum Bleiben verdammt, und immer neue Massen an ihm vorüberzogen, Männer, Geschütze, Pferde und wieder Männer, fiel ihm ein Wort seiner Mutter ein, das sie ihm zum Abschied mitgegeben: „Ihr habt es gut, ihr dürft kämpfen. Wie Frauen müssen immer nur ordnen und helfen, vielleicht auch trösten. Wir müssen abseits stehen, aber ihr dürft mitten hinein.“

Und er begann darüber nachzudenken in dieser Stunde, die ihm das Kämpfen verwehrt und auch ihn an den Rand stellte, ohne daß er wenigstens hätte ordnen, helfen oder trösten dürfen. Es fiel ihm so manches ein, was seine Mutter ihm früher erzählt hatte, von ihren wilden Mädchensjahren und den tollkühnen Wünschen, so zum Beispiel, daß sie brennendes Verlangen gehabt hatte, an der Seite eines Forschers ins ewige Eis oder in die Glut fremder Länder einzudringen, oder daß sie als Kind über alle Maßn gern in den Weltkrieg gezogen wäre, in Verkleidung natürlich, das Herz voller Mut, und so manches andere, das ungelebt, geblieben war. Seine gute Mutter, dachte der junge

Soldat. Eine Welle heißen Dankes überrann den Sinnenden, da er all der Sorge und Liebe gedachte, mit der sein Leben bisher wortlos erwärmt worden war, und er schaute in Ehrfurcht zu der alten Frau hinüber, die gerade wieder die schweren Eimer mit den leichten tauschte. Diesmal war sie nicht allein, an ihrem Rodschloß hingen zwei Kinder, die ihr — das war offensichtlich — die Arbeit des Tragens nicht gerade erleichterten. Aber sie durften dennoch bis an den schmalen Graben mit, stolpzig und klein neben dem aufsteigenden Korn. Sie trugen Gänseblümchen in den dicken kleinen Säusen und freuten sich, wenn einer im Vorübergehen seine Hand danach ausstreckte.

So ging der Nachmittag hin, der junge Soldat begann sich zu fragen, warum die anderen Bewohner des Hauses es zuließen, daß diese alte Frau sich so großer Mühe unterzog, und warum nicht eine jüngere, eine Magd oder ein kräftiger Junge, sie ablösten in ihrem unermüdlichen Kommen und Gehen, aber es war weder auf den angrenzenden Feldern noch auf dem Gehöft irgendein Mensch zu sehen.

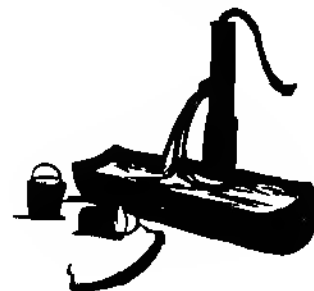
Erst gegen Abend trat eine junge Frau aus der Tür, schwarz gekleidet; sie legte die Hand über die Augen, um die tiefstehende Sonne abzuwenden, und sah lange zu den ausziehenden Soldaten hinüber. Zuweilen winkte sie mit der Hand, dann wieder schien es, als könne sie den Anblick der Männer kaum ertragen. Schließlich ging sie ums Haus herum und schloß von außen die Fensterläden. Der Soldat erkannte, daß sie in naher Erwartung eines Kindes war, und nun begriff er auch, warum es die alte Frau sein mußte, die die Eimer vollpumpen, aufheben und tragen mußte, und wider Willen wurde sein Herz weich bei dem Gedanken, daß dort drüben in dem alten Gehöft bald ein Mensch geboren werden sollte, behütet und umsorgt. Waren nicht die Tausende, die da auszogen, dereinst in gleicher Weise weich gebettet gewesen? Und nun waren sie im Begriff, dieses behütete Leben, wenn es gefordert wurde, hinzugeben für Heimat und Freiheit. Und wieder mußte er an seine Mutter denken, und es geschah das Wunderbare, daß ihm, dem jungen Krieger, inmitten des Lärms ringsum die Reise zufiel wie eine Gabe, so daß er zum erstenmal im Leben neben dem Großen und Mächtigen, dem er sich verschworen, auch das Kleine und Zarte als lebenswichtige Macht anzuerkennen in der Lage war, und er begriff den Sinn des Wortes, daß Schwert und Wiege aufeinander angewiesen seien, ja, es dünkte ihm dies ein schönes und starkes Wort, das, je mehr man darüber nachdachte, um so mehr an Wahrheit und Bedeutung gewänne. Es war ein einmaliger und unvergeßlicher Ruf aus dem fernen Grund frühesten Kindheit, und es fiel ihm nicht schwer, ihn mit der Gegenwart in Einklang zu bringen.

Als sich bei Andeuch der Dunkelheit ein Sanitäter seiner annahm, erbat er sich ein paar der kleinen Blumen, die die Kinderfaust auf den Grabenrand hatte fallen lassen, und er steckte sie eilig in seine Brieftasche. Die alte Frau stand neben der Pumpe, und nun schien es wirklich, als ruhe sie sich aus oder beende eine schwere Arbeit. So konnte er ihr, da sie von ihm entfernt war, keinen Gruß zutufen, sondern nur winkend den Arm gegen sie aufheben, was sie bei den vielen, die auf der Straße zogen, natürlich nicht sah.

Manches, so erzählte der junge Soldat, habe er gehört und gelesen von Aufgaben und Bewährung der Frau, und nie habe er sich eine rechte Vorstellung davon machen können, ja, er habe, offen gestanden, eine wahre Abneigung der allzu häufiger Erörterung dieses Themas empfunden, als handle es sich um etwas trampfhaft Großgezücktes oder Außergewöhnliches: die einzig wahre und letztgültige Bewährung der Frau, so sagte er, liege in der Art ihrer Betriebschaft und in der Fähigkeit, den kleinen Dingen des Lebens einen großen Sinn zu geben.

Wunderte man sich gebührend über die in so kurzer Frist gewonnene Lebenserfahrung des jungen Soldaten, so führte er als Beispiel jene alte Frau an der belgischen Grenze an, die den deutschen Söhnen wortlos das Wasser zutrug, unentwegt und Stunde um Stunde. Er versuchte nie dabei zu bemerken, daß dieses Beispiel vielleicht nicht einmal ein besonders gutes oder treffendes sei, aber daß es genügt habe, ihm den Sinn für das wahrhaft mütterliche Tun aufzuschließen, für jenes unbekannte und unbelohnte stille Handeln, das sich nicht zu schämen braucht, neben dem Heldenmut der Männer in einem Atem genannt zu werden. Schwert und Wiege, so schloß er nachdenklich, sind Pole unseres Seins, und ich wüßte nichts, was einen Mann stolzer und was eine Frau glücklicher machen könnte als gerade dieses Wort.

Dorothea Hollatz.



Wenn wir uns hinfinden zu solcher Sicherheit des Tuns, wie sie diese alte Frau vermochte, zu solcher Ruhe in uns selbst, dann haben wir einen wesentlichen Teil dessen erfüllt, was der Krieg als das Unfröge braucht.

Noch ein anderes aber ist wichtig, was wir bedenken wollen, — aller Dienst geschehe nicht nur beschreiben und selbstverständlich, er geschehe fröhlich.

Zu jeglicher Stunde soll der Soldat draußen seinen Blick heimwärts wenden können, gewiß, daß es ihm eine glückliche Raft werde und ihn nicht belaste und beschwere mit quälenden Gedanken und Sorgen. Die Heimat muß ihm der unaufhörlich schenkende Quell kleiner und großer Freuden bleiben, die ihm wieder Kraft und Beharrlichkeit verleihen, ihn stärken mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß das Leben zuhause ungetrübt und ruhig forttreibe, ihm bewahrt bleibe, bis er dahin zurückkehrt. Der ganze Strom der Grüße, die ins Feld wandern als Brief, Päckchen oder Gedanken, soll darum frohen, zuversichtlichen Mut armen und sich nicht im Alleinlichen ersticken lassen, in zeitweiligen Nöten und Kümernissen. „Es ist soviel schönes Licht auf der Welt...“ — allerorten hören wir noch Kinderlachen und fröhliche Lieder, wir haben genugsam Freude an dem nützlichen Fleiß in Dorf und Stadt, begegnen dann und wann einem guten Buch, einem Bild, immer noch blühen die Blumen vor dem Fenster und in Gärten und werden wie zu allen Jahren heimlich und still von weihnachtlichen Zweigen adgelöst — ist nicht eine ganze, runde Welt guter Dinge um uns her, von denen freundlich zu erzählen wäre?

Wenn wir nach Hause kommen
ohne an Krüden zu gehn,
dann werden wir mit frommen
Augen auf euch sehn.

Und werden wieder suchen,
wie man von Herzen lacht,
ohne dem Gotte zu fluchen,
der über uns das gebracht.

E. W. Möller.

Außer der Verheißung, dereinst der Fröhlichkeit entgegengehen zu wollen, soll uns nun noch ein anderer Gedanke, ein tiefer, verborgener Wunsch dieser Zeilen bewegen: „dann werden wir mit frommen Augen auf euch

sehn“ ... er schließt letzte Türen vor uns auf und läßt uns prüfende Umschau halten in unserer innersten Kammer.

Sind wir für diese Begegnung mit den „frommen Augen“ bewahrt geblieben, untadelig und in selbstgewählter Zucht?

Oder waren unsere Wege der kurzen, leichtsinnigen Lust am Rande, dem Spiel bedankenlosen Tändels, oder gar der Ehrlosigkeit zugetan?

Der Krieg hat uns auf allen Gebieten in harter Schule gezeigt, wie nichtig äußerlicher Besitz und alle Flüchtigkeit ist, — wie unzerstörbar aber jeder ewige Wert, den Liebe, Treue und Zucht geschaffen.

Was aber im großem Kampf für Deutschland Gültigkeit besaß, soll auch Maßstab in den Bezirken unseres eigenen Lebens und seinem Ringen werden, unsere Kraft immer ungeteilt einem G a n z e n zuzuwenden.

Wenn wir darum zu seiner Zeit in den Frieden zurückkehren, sei es unsere Sorge, daß aus unserem Dasein, aus der Ebe, die wir dereinst begehren, als Erfüllung dieses Daseins das G a n z e werde. Dieser Wille aber bestimmt jetzt schon das Gesetz unseres Handelns.

Wie lesen miteinander:

„... Gorch Sod schrieb einmal einem jungen Paar — nach der Trauung ins Gästebuch: „Eins geb' euch Gott in Gnaden: daß ihr werdet Kameraden! Wer den Kameraden fand, griff die Sonne mit der Hand!“

„... daß ihr werdet Kameraden!“ Was „Kameradschaft“ im Frieden und in der Heimat bedeutet — im Dienst, in der Arbeit, auf Sabat — das wissen wir wohl alle. Was ein guter Kamerad im Kriege und in der Not bedeutet, das haben sehr viele von uns erlebt und erfahren. — Was ein lieber Kamerad fürs Leben bedeutet, das werden wohl auch viele, viele Menschen wissen, — aber — sie reden nicht darüber, — und das ist wohl und gut so.

Wir haben während des Krieges — im Felde auch nicht viel von „Kameradschaft“ gesprochen, aber — wir wußten, daß sie da war, — wir fühlten und erlebten sie. Wir standen Schulter an Schulter, jeder an seinem Platz, und wußten, daß wir uns — einer auf den andern — verlassen konnten.

„Gehst du nach vorn, Kamerad,
ich gehe mit!
Läufst du zum Sturm, Kamerad,
ich halte Schritt!
Schlägst dich in Scherdm,
ich steh für zwei!
Und gehst zum Sterben,
ich bin dabei!“

Genau so — nein, noch viel schöner und noch viel tiefer kann und wird auch die Kameradschaft in der Ehe sein, — wenn Mann und Frau nicht nebeneinander, sondern für einander leben. Dann wird sich auch — „das Herz zum Herzen finden“.

„Dum prüfe, wer sich ewig bindet, —“

Ihr alle, — wenn Ihr sucht, oder wenn Ihr Euch gefunden habt! „Eins geb Euch Gott in Gnaden: daß Ihr werdet Kameraden! Wer den Kameraden fand, griff die Sonne mit der Hand!“

Rudolf Ainau.

Briefe aus dem Felde.

31. Oktober 1914.

„... Mein Lieb, würde ich doch wieder zu Dir geführt, wie dankbar wollte ich das Leben hinnehmen. Was haben diese Tage hier schon an uns getan — man bleibt da nicht der Alte, es verschiebt sich so vieles, was einem so grundsätzlich bewußt war, tritt nun so mächtig und so ernst hervor in den Stunden, in denen man wartet, was kommen wird, und einem noch ganz vor Augen steht, was kommen kann. Mir ist zu neuem, erst wirklichem Leben wieder aufgegangen, was ich als Kind im Kinderreiche verehrt habe, und es sind nicht alte Bande, sondern einstiger, unverstandener Besitz. Nun bitte ich, daß er mir bleibe und daß mir gegeben werde, in ihm noch leben zu dürfen. Du wirst nicht fürchten, daß ich mich zu Euren Augustenburger frommen Damen flüchte — das ist so ferne davon, wie die herrliche freie Welt von ihrem dumpfigen Zimmer, nein, zu Dir gehöre ich und in Dir finde ich alles wieder! Ach, könnte ich Dir's noch einmal deuten, aber wenn es nicht sein soll, dann sprich darüber mit Deinem Vater, ich weiß für den Fall nichts Besseres für Dich. Ach Du! Du! Bleib Du mir das leichte, liebe Leben voll Kraft und Güte! Sollte ich davon lieber nicht schreiben? Mach ich Dir bange? Mein liebes, tapferes Herz, Du weißt es ja selbst, worum es geht, solche Gedanken werden Dir gewiß auch kommen, laß uns auch sie teilen, laß uns dankbar sein für all das unsagbar Schöne, was uns gegeben wurde, nicht für den Tag, sondern zum Fortwachsen, freilich wir hoffen erst die Erfüllung, aber wenn sie uns nicht so gegeben wird, ach Lieb, so mußt Du's allein erfüllen. Sieh, das ist meine Bitte, und daß Du es kannst und wirst — mein Trost. Das machte mir unser gemeinsames Sein so sicher, das stand mir, als ich Dich

um Dein und mein, um unser Leben bat, klar vor der Seele: daß Du nimmermehr nur ein Halbes bist und sein wirst, sondern ein ganzes, selbständiges Leben von eigener Kraft und Herrlichkeit. Mir ward gegeben, es mit meinen Armen zu ergreifen, von ihm zu leben — wie tief, wie unendlich dankbar bin ich Dir lauterer Liebe dafür in alle Ewigkeit! Was ich Dir geben konnte und wollte, war nicht, was Du nicht hattest — nur höchstens Klarheit über Dich selbst und dann eine Hand, Dich durch die Welt zu führen. Möchte Dir beides vollkommen werden, Klarheit in allen Dingen um Dich und Dein Schritt sicher und behütet. Ich muß es nun alles in Deine Hand legen, so wie ich mich selbst bei Dir berge für immer, auch wenn es mich hier trifft ferne von Dir...“

August 1916, im Felde.

Meiner Braut.

Ich habe kein Denkmal im Häusermeer,
es kündet kein Buch von mir,
doch wenn ich einst falle im heiligen Krieg,
dann leb ich in Dir.
Du trugst meine Worte im Herzen tief,
Du lebstest mein Leben mit,
Dein Auge glänzt', wenn ich fröhlich war,
Du weintest, wenn ich litt.
Wenn einst eine Kugel mein Herz zerreißt,
In Dir kann ich nimmer vergehn.
Stets wirst Du die Welt, die schöne Welt,
mit meinen Augen sehn.

Willi Naumann.

Gott hat uns in seinem Wort helfend gesagt, worin der letzte Urgrund liegt, der uns zu jeglichem Tun und Sein die wahrhaftigste Kraft verleiht: „... Eins geb euch Gott in Gnaden...“

Wir mögen uns aller Mühe und Sorgfalt befleißigen, alles ernsthaft bedenken und erwägen, unser Handeln guten Willens sicher und bewußt bestimmen, es erhält seinen Segen dann, wenn es in der Geborgenheit ruht, die Alopstock als letzte Erkenntnis seines Lebens aussprach: „Wir sind alle in Gottes Hand gezeichnet.“

Dieses ruhige, ewig verankerte Wissen gibt unserem Weg die Unerschütterlichkeit, deren wir in allem Dingen bedürfen, es gibt uns die Kraft zu aller Notwendigkeit, zur Zucht, zur Hingabe, zum Glück, zur Gemeinsamkeit und wenn es sein muß auch zu Einsamkeit und Not. Die alles überströmende Liebe jener Briefe aus dem Feld wurzelt in solcher Geborgenheit, die auch den Schatten des Todes bezwingt. Die Tugend der Tapferkeit, nun in so vieler Munde, in deren Leben sie noch nicht notwendig wurde, kommt uns aus ihr als still gewonnener Besitz zu. Sie läßt uns aus dem schmerzvollsten Leid wieder den ruhigen Schritt ins Leben hineintun, das unseren Dienst weiterhin braucht, sie verschließt uns alles jammernd quälende Fragen nach Woher und Warum und schenkt uns tröstlichen Willen. Denn wie sie das nun herrlich erstehende Reich leiglich unter des Allmächtigen segnende Hand ordnet, — so ordnet sie auch den Tod des Kameraden für dieses Reich unter die gleiche wissende Hand. Zuweilen wundern wir uns über die kaum zu begreifende Kraft, die uns dann und wann aus Menschen und Begegnungen antührt — in der Geborgenheit im Ewigen finden wir die Antwort.

Besser Haus als Seele leer.

Wir haben lange geliebt und gelost,
Nun ist uns das eiserne Schicksal erlost.
Wir Männern, wir brauchen keinen Trost,
Doch sollen auch Kinder und Frauen
Aus leuchtenden Augen schauen.

Der Todesvogel in Wolken kreist,
Weiß keiner, wen er in die Fänge reißt,
Weiß keiner, wer morgen verwitwet, verwaist —
Der Trost soll die Herzen euch festern:
Schwerttrod nimmt immer die Besten.

Ihr wiegetet rosige Kinder in Lust,
Ihr hieltet den Liebsten an brennender Brust,
Ihr habt vom Glück und der Liebe gewußt,
Nun laßt euer Zukunftsgrämen:
Was war, kann keiner euch nehmen.

Verscharrt man euch draußen im fremden Sand
Den Vater, so habt ihr ein Vaterland,
An das euch sein blutiges Sterben band.
Das sollt ihr statt seiner lieben,
So ist euch das Beste geblieben.

Fällt euch in blutiger Schlachtenstreu
Im Blachfeld draußen Sohn um Sohn,
So ward eurem Leben der höchste Lohn:
Ihr habt sie dem Volke erzogen,
Sie haben euch nicht betrogen.

Die Dornenkrone drückt euch schwer
Und drückt euch täglich mehr und mehr,
Doch besser Haus als Seele leer!
Denn laßt aus den Augen, den feuchten
Den Stolz der Seele leuchten!

Walter Fleg.

Gott, Gott an seine Frau:

„Wir wissen um den Segen dieser Zeit und dieses Krieges und lassen uns den klaren Blick der Seele durch nichts trüben. Sieh unsere Kinder an, Elisabeth, und denke an mich. Keines Herz und reines Haus, dann blühen unsere roten und weißen Rosen den Herbst und Winter hindurch, und der graue Nebel dringt nicht in unsere jungen Herzen. Wenn wir einander und Gott haben, sind wir nicht mehr einsam auf Erden, sind wir auch nicht mehr voneinander getrennt, sondern stets beieinander!“

Das Schicksal lenkt unser Schiff in besonderer Weise, Elisabeth! Wir wollen dankerfüllt zu unserm Gott aufschauen und ihm die Fahet anheimgeben. Unser ist, daß wir uns erheben, daß wir Menschen und Deutsche bleiben, daß wir tragen, was uns auferlegt wird, daß wir einander treu und stark lieben und unseren Kindern leben! Dann sind wir tapfere Menschen, wie die schwere Zeit sie braucht. Treu bis zum Tod, treu dir und mir und Gott.

Froh und tapfer bleiben, Deern! Uns freuen, daß die Last nicht zu schwer für unsere Schultern ist, daß wir sie tragen können! Die Zuversicht nicht kleiner, sondern größer werden lassen!

Ich bin wunderbarlich geruhig, die Seele hat doch eine große Macht
über den Leib und wird sie hoffentlich immer behalten. — Sei tapfer
und froh, denke stets daran, daß ich in Gotteshand stehe, und daß ich
immer an dich denke. —

Mein Haus weiß ich in den besten Händen, in deinen! Lebe und
lache mit unseren Kindern, grüß und küß mir meinen Adolf, den
lütjen Jan Kinau, und meine kleine Metta, das lütje Rosalein, alle
Tage und sei ihnen Sonne und Mutter und Vater, bis ich wieder-
komme. — Tröste die Eltern auf dem Fleß, wenn sie trübe blicken
wollen!

Meine Elisabeth, gib mir deine Hände und sage mir ein Lebewohl!
Laß mich dich küssen, schweigend in tiefer, heiliger Liebe, und dann
laß mich gehen, Gott mit uns!

In Ewigkeit dein Hans."

*

Es ist viel, was das harte, blanke Herz unseres Volkes ausmacht, es ist
schwer und nicht ohne Not zu erfüllen. Sorgfältig wirkende Hände sind
es, fröhlicher Mut, ein bewahrtes, reines Herz und der fromme, ein-
fältige Sinn. Jeder beherbergt sein Gesetz in sich und es offenbart sich
letzlich nur ihm, jeder muß versuchen es zu begreifen und zu erfüllen,
dem eigenen Leben zum Wert, dem Reiche aber zur geheiligten Dauer,
auf daß sie beide bestünden vor dem Antlitz von Zeit und Ewigkeit.

Lisl Wollersberger-Schmidt.

*

Ich bin din, du bist min, Des solt du gewiß sin.

All mein Gedanken die ich hab.

Etwas bewegt, innig.

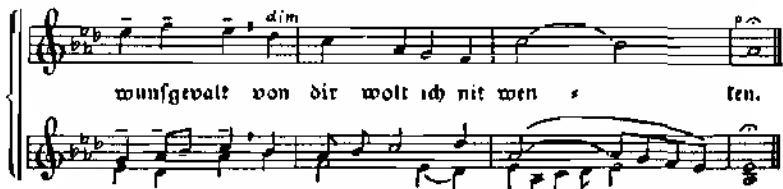
Aus dem Locheimer Liederbuch um 1480.



All mein gedan-ken, Du auserwelter einiger Trost bleib stet bei mir.



du, du solt an mich ge-den-ken.



von dir wolt ich nit wen-ten.

Du auserwelter einiger trost
gedenk daran!
Leib und gut das solt du ganz
zu eigen han!
Dein, dein, dein will ich betriben,
Du geist mir freud und hohen mut,
und tannest mir leid vertriben.

Die allerliebst und minnigleich,
die ist so zart,
iren gleich in allem reich
vinder man hat.
Bei, bei, bei ist kein verlangen,
do ich nu von ir schreiden solt.
do her si mich umfangen!

Walther von der Vogelweide:

Ich hân lante vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
 Ubel müeze mir geschehen,
künde ich je mîn herze bringen dar,
 Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
und waz hulfe mich, ob ich unrehte
 streite?
tinschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin
und her wider unz an Ungarlant.
 Sô mügen wol die besten sin,
die ich in der werlte hân erkant.

Kan ich rehte schonwen
guot gelâz und lip,
sem mir got, sô swüere ich wol,
 daz hie diu wip
besser sint dan ander vrouwen.

Tinsche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wip gelân.

Swet sie schildet, der'st betrogen:
ich entam sin anders niht verstan.

Tugent und reine minne,
swert di suochen wil,
der sol komen in unser lant;
 da ist winne vil,
lange müeze ich leben dar inne!

W



Grabmal des Grafen Henneberg und seiner Frau Elisabeth
von Peter Vischer

Altes Lied.

Ach Jungfrau, soll ich mit Euch gahn
in Euren Rosengarten,
da wo die roten Röslein stahn,
die feinen und die zarten,
und auch ein Baum, der blühet,
von Asten ist er breit,
und auch ein kühler Brunnen,
der grad darunter leit.

In meinen Garten kommst du nit
an diesem Morgen früh,
den Gartenschlüssel findst du nit,
er ist verborgen hier.
Er leit so wohl verborgen,
er leit in guter Hut,
der Gsell bedarf guter Lehre,
der mir den Garten aufhut.

Ich kam zu ihr in Garten,
wie manch gut Gsell mehr tut,
da stand daselbig Jungfräulein
so gar in guter Hut.
Es sang mit heller Stimme,
Daß's in dem Garten erschall;
die Vöglein in den Lüften
gaben den Widerhall.

Gut Gsell, darum mich beten hast,
das kann und mag nit sein,
du würdest mir zertreten han
die liebsten Blümlein mein.
Nun lehe du dich wieder um
und geh du wieder heim,
du brächtest mich zu Schanden,
der Schad, der wär nicht klein.

*

Niedere Minne ist es, die uns sinken macht,
daß der Sinn nach schlechter Liebe ringet;
die Minne bringet ohne Preis nur Weh.
Hohe Minne hat es erst vollbracht,
daß zu würdiger Lieb' empor man drängt,
Die winkt mir jetzt, daß ich mit ihr geh!

Walther v. d. Vogelweide.

Mannes Sinn und Frauen Sitte.

Der Ritter spricht:

„Wir wollen, daß Beständigkeit
Euch guten Frauen schönste Krone sei.
Kennt ihr bei Zucht auch Fröhlichkeit,
So steht die Lilie wohl der Rose bei
nun merkt, wie schön der Linde steh
der Vöglein Singen, darunter Blumenpracht und Alee:
Noch mehr steht Frauen holder Gruß.
Ihr Mund, der freundlich sprechen kann,
reizt an, daß man ihn küssen muß.“

Die Frau spricht:

„Ich sag euch, wer uns wohlbehagt:
Ein Mann, der wohl erkennt, was böse und gut
und stets das Beste von uns sagt
dem sind wir hold wenn er in Treuen tut.
kann er in echter Art sich freuen
und nicht zu niedern, auch nicht zu stolzen Sinnes sein,
erreicht sein Herz was es begehrt:
kein Weib versagt ihm einen Saden
Gut Mann ist guter Seiden wert.“

Walther v. d. Vogelweide.

Wer guten Weibes Minnen bat,
Der schämt sich aller Missetat.

Das Märchen von Jorinde und Joringel.



Schwäbisches Volkslied. Satz: Franz Diehl.

Es wolle sich ein - schelmchen ein töble
Gib du zu deines - gleichen, du sollst mein

Küßlein. Verlassen zu ich dich

eigen sein.

nicht, wenigleich das Herz mir bricht. Treu und

beständig sollst du sein, du sollst mein eigen sein.

Ich höre ein Vöglein pfeifen, das pfeift die ganze Nacht,
vom Abend bis zum Morgen, bis daß der Tag anbrach.
Schließ du mein Herz wohl in das dein, schließ es
ins andre hinein, daraus soll wachsen Blüthenlein, das
bringt Vergnügen mein!

Ich höre ein Vöglein pfeifen, das pfeift die ganze Nacht,
vom Abend bis zum Morgen, bis daß der Tag anbrach.
Schließ du mein Herz wohl in das dein, schließ es
ins andre hinein, daraus soll wachsen Blüthenlein, das
bringt Vergnügen mein!

Ich höre ein Vöglein pfeifen, das pfeift die ganze Nacht,
vom Abend bis zum Morgen, bis daß der Tag anbrach.
Schließ du mein Herz wohl in das dein, schließ es
ins andre hinein, daraus soll wachsen Blüthenlein, das
bringt Vergnügen mein!

Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen, dicken Wald.
Darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin.
Am Tage machte sie sich zur Katze und zur Nachteule, des Abends aber
wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte die
Vögel und das Wild herbeilocken und dann schlachtete sie's, kochte und
briet es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schlosse nahe kam,
so mußte er stille stehn und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis
sie ihn lossprach; wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam,
so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen
Korb ein und trug den Korb in eine Kammer des Schlosses. Sie hatte
wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde. Sie war schöner als
alle andern Mädchen. Die, und dann ein gar schöner Jüngling, namens
Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Braut-
tagen und hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun
einstmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald
spazieren. „Hüte dich“, sagte Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloß
kommst!“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den

Stämmen der Bäume hell ins
dunkle Grün des Waldes, und
die Turteltaube sang kläglich
auf der alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte
sich hin im Sonnenschein und
klagte; Joringel klagte auch.
Sie waren so bestürzt, als
wenn sie hätten sterben sollen.
Sie sahen sich um, waren irre
und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand
die Sonne über dem Berg und halb war sie unter. Joringel sah durchs
Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich; er erschrak
und wurde todbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Kinglein rot
Singt Leide, Leide, Leide.
Es singt dem Täublein seinen Tod,
Singt Leide, Lei — zicküt, zicküt, zicküt.“
Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war
in eine Nachtigall verwandelt, die sang:
„zicküt, zicküt“. Eine Nachtigall mit glühenden
Augen flog dreimal um sie herum und
schrie dreimal: „Schu, schu, hu hu“. Jo-
ringel konnte sich nicht regen, er stand da
wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht
reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun
war die Sonne unter, die Kule flog in

einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem
hervor, gelb und mager, große rote Augen, krumme Nase, die mit der
Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug
sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle
kommen; die Nachtigall war fort. Endlich kam das Weib wieder und
sagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiel,
wenn's Mönchel ins Körbel scheint, bind los,
Zachiel zu guter Stund“. Da wurde Joringel
los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat,
sie möchte ihm seine Jorinde wiedergeben, aber sie
sagte, er sollte sie nie wiederhaben und ging fort.
Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst.
„Au, was soll mir geschehen?“ Joringel ging
fort und kam endlich in ein fremdes Dorf. Da



hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund
um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei.
Endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine
blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große
Perle war. Die Blume brach er ab, ging damit zum
Schlosse, alles, was er mit der Blume berührte,
ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er
hätte seine Jorinde dadurch wiederbekommen. Des
Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg
und Tal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte dies an den
neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der
Mitte war ein großer Tautropfen, so groß wie die schönste Perle. Diese
Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert
Schritte nahe bis zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging
fort bis ans Tor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der
Blume, und sie sprang auf. Er ging hinein durch den Hof, horchte,
wo er die vielen Vögel vernähme; endlich hörte er's. Er ging und
sah den Saal, darauf war die Zauberin und fütterte die Vögel in den
siebentaufend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie böse, sehr
böse, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf
zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er lehrte sich nicht an sie und
ging, besah die Körbe mit den Vögeln. Da waren aber viele hundert
Nachtigallen, wie sollte er nun seine Jorinde wiederfinden? Indem er
so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel
wegnahm und damit nach der Tür ging. Flugs sprang er hinzu, be-
rührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib. Nun
konnte sie nicht mehr zaubern, und Jorinde stand da, hatte ihn um den
Hals gefaßt, so schön, wie
sie ehemals war. Damachte
er auch alle die andern
Vögel wieder zu Jung-
frauen, und da ging er
mit seiner Jorinde nach
Hause, und sie lebten lange
vergnügt zusammen.



Das Gießhübler Hochzeitsgedicht.

Heut ist der allerliebste Tag:
Vom Turm der helle Glodenschlag,
die Vögel spielen mit dem Licht,
ja, heut wiew Gott sein Angesicht
in eure Herzen schreiben.

Laßt seine Züge drinnen stehn,
wie auch die Jahre weitergehn,
und sorgt, daß ihr es wiederfindt,
getreu bewahrt in eurem Kind,
dann wird es bei euch bleiben.

Hans Baumann.



Martin Luther.

„Lieber Knabe, schäme du dich gar nicht, daß du eines Mägdleins begehrest, und das Mägdlein eines Knaben begehrt. Laß sie nur zur Ehe gelangen, nicht zur Büberei: so ist dir keine Schande, so wenig wie Essen und Trinken eine Schande ist.

Aber, lieber Sohn, liebe Tochter, du brauchst es für keine Schande zu achten, um ein fromm Ehegemahl zu bitten. Denn hältst du es doch für keine Schande, Gott zu bitten, daß er dir eine gesunde Hand oder ein gesundes Bein geben möge. Nun ist ein fromm Ehegemahl doch ebenso nötig wie eine gesunde Hand oder ein gesundes Bein. Denn gerät es dir mit einem Mann oder einem Weib nicht gut, so hast du wenig gute Tage oder Stunden; dann möchtest du dafür lieber lahm an einer Hand oder an einem Bein sein. Du darfst es auch für keine Lächerlichkeit oder Spöttelei achten oder halten. Sondern wenn der Ehestand wohl geraten soll, so muß er mit Gott angefangen werden...

Liebe Tochter, halt dich also gegen deinen Mann, daß er fröhlich wird, wenn er auf dem Heimwege des Hauses Spitzen sieht.

Kätche, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, — du bist eine Kaiserin!“

*

Wenn sie uns droben befragen:
Lobst du die Erde da.
Will ich nur eines sagen,
Daß ich dich sah.

Ernst Bertram.

Königin Luise von Preußen.

Brief an ihren Vater.

Königsberg, April 1808.

„... Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten erhebe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ —

Bis zu Tränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so miteinander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen...“

*

Ernst Moritz Arndt an Charlotte Rathen.

Bonn, den 17. des Wintermonds 1841.

„... Du nimmst so freundlich und lieb auf, was ich dir geschickt habe. Ich weiß, ich fühle ganz, warum. Es ist ein Hohes, ein Tiefes zwischen den Geschlechtern, den Menschengeschlechtern, meine ich, und auch zwischen den verschiedenen Geschlechtern im Volksgeschlechte. Mir nimmt kein Sterblicher, was ich empfunden habe, als ich Dich zuerst sah; und es ist hinfort so geblieben, und so soll es bleiben unter uns! Dazwischen liegt ein Urältestes, was wir glauben, und doch sind wir keine Engel. Gott behüte uns hinieden vor solchen Gedanken. Wir wollen aber tapfer sein beide mit irdischem und himmlischem Mut im Glauben auf höhere Güter. Und so bleibe es und so wollen wir es uns liebste behalten...“

*

Marie v. Clausewitz.

Briefe aus der Brautzeit.

Berlin, den 16. April 1808.

„Wie erhebe ich mein Herz zu Gott, ohne von dem Werte seines höchsten, unschätzbarsten Geschenkes tiefer durchdrungen zu sein. Wie könnte ich ihm danken für seine Wohlthaten, ohne an die treue, schöne Liebe meines Carl zu denken, die mein teuerstes Gut auf Erden ist und die auch unter den traurigsten äußeren Verhältnissen mein Dasein ewig verschönern und beglücken wird. Religion und Liebe schienen mir immer so nahe verwandt; jetzt, da ich weiß, was Liebe ist, bin ich noch inniger überzeugt von dieser schönen Übereinstimmung; denn ich fühle mich frommer durch meine Liebe und liebender durch meine Frömmigkeit! Wie fromm, wie gut muß man nicht erst werden durch eine ganz glückliche Liebe! Eine Stelle im Werther hat mich immer sehr gerührt, da er sich die Möglichkeit denkt, Lotte zur Frau zu haben, und sagt, dann würde sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Dankgebet zu Gott sein. Diese Stelle fällt mir oft ein, wenn ich mir die Empfindungen vorstelle, die mein ganzes Wesen erfüllen werden, wenn ich an Deiner Seite säße als ein liebendes und geliebtes Weib und als eine glückliche Mutter.“

Berlin, den 2. Juni 1809.

„Gestern war Dein Geburtstag, den ich in meinem Herzen recht fromm gefeiert habe. Heute ist der Tag, an welchem wir uns vor drei Jahren zum ersten Male allein sprachen, an welchem ich mich so kindisch anstellte und meinem Cael anstatt der reinen Freude, die ich ihm immer gewähren möchte, auch manche unangenehme Empfindungen verursachte. Doch das hat mir mein geliebter Freund längst vergeben, denn er kennt jetzt mein ganzes Herz und weiß, wie unzertrennlich ich mit ihm verbunden bin.

Es ist schmerzlich, die schönsten Jahre des Lebens in unbefriedigter Sehnsucht und vergeblichem Hoffen hinzubringen, aber der Gedanke, ein unaussprechlich großes Glück noch vor sich zu haben, hat doch auch etwas Angenehmes und erhält der Seele ihr ganzes jugendliches Gefühl auch in den Jahren, welche die meisten Menschen nur der Vernunft widmen zu müssen glauben. Diese Empfindung habe ich recht oft, wenn ich mir unter allen möglichen Entwicklungen unseres Schicksals auch die denke, die doch noch Gottlob zu den möglichen gehört, daß wir uns nach glücklich überstandenen Stürmen vor dem Altare des befreiten Vaterlandes die Hände zum ewigen Bunde reichen.“

*

Heinrich von Kleist an Wilhelmine Jenge.

Würzburg, den 10. October 1800.

„... Jetzt, Wilhelmine, werde auch ich Dir mittheilen, was ich mir von dem Glück einer künftigen Ehe verspreche...“

O, lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: ich bin zu einer Mutter geboren! Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunsch fahre zurück von diesem undurchdringlichen Haarnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts, was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist. Dahin richte Dein heiligstes Bestreben! Das ist das Einzige, was Dir die Erde einst verdanken kann. Gehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschenalter getragen zu haben!

Verachte alle die niederen Zwecke des Lebens! Dieser einzige wird Dich über alle erheben. In ihm wirst Du Dein wahres Glück finden, alle anderen können Dich nur auf Augenblicke vergnügen. Es wird Dir Achtung für Dich selbst einflößen, alles andere kann nur Deine Eitelkeit kigeln; und wenn Du einst an seinem Ziele stehst, so wirst Du mit Selbstzufriedenheit auf Deine Jugend zurückblicken und nicht wie tausend andere unglückliche Geschöpfe Deines Geschlechts das versäumte Glück in bitteren Stunden der Einsamkeit beweinen.

Liebe Wilhelmine, ich will nicht, daß Du aufhören sollst, Dich zu putzen oder in frohe Gesellschaften zu gehen oder zu tanzen; aber ich möchte Deiner Seele nur den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel oder aus dem Tanzsaale entgegenlächeln. Das Gefühl, im Innern schön zu sein, und das Bild, das uns der Spiegel des Bewußtseins in der Stunde der Einsamkeit zurückwirft, das sind Genüsse, die allein unsere heisse Sehnsucht nach Glück ganz stillen können...

Und so laß uns denn beide, Hand in Hand unserm Ziele entgegengehen, jeder dem seinigen, das ihm zunächst liegt, und wir beide dem letzten, nach dem wir beide streben. Dein nächstes Ziel sei, Dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, und das fernere Ziel, nach dem wir beide streben, und das wir uns beide wechselseitig sichern können, sei das Glück der Liebe.

Gute Nacht, Wilhelmine, meine Braut, einst meine Gattinn, einst die Mutter meiner Kinder!“

*

Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen.

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinst du?
Sanft ist im Mondenscheine
und süß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geschwinde,
Und sondet Müß';
Der Mond freut sich der Kinder,
Und liebet sie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
Doch Mädchen mehr,
Sießt freundlich schöne Gaden
Von oben her

Auf sie aus, wenn sie saugen,
Recht wunderbar;
Schenkt ihnen blaue Augen
Und blondes Haar.

Alt ist er wie ein Rade,
Sieht manches Land;
Mein Vater hat als Knabe
Ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter mal
Mit ihm von mir gesprochen:
Sie saß im Tal.

In einer Abendstunde,
Den Busen bloß,
Ich lag mit offenem Munde
In ihrem Schoß.

Sie sah mich an, für Freude
Ein Tränchen lief,
Der Mond beschien uns beide,
Ich lag und schlief;

Da sprach sie: „Mond, o! scheine,
Ich hab' sie lieb,
Schein' Glück für meine Kleine!“
Ihr Auge blieb

Noch lang am Monde kleben,
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu deden,
Als hörte er.

Und denkt nun immer wieder
An diesen Blick,
Und scheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er schien mit unterm Kranze
Ins Brautgesicht,
Und bei dem Ehesantze
Du warst noch nicht.

Matthias Claudius.

„.... Das Beste habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Ihr müßt euch jetzt mit sehr lieblichen und herzlichen Gedanken anfüllen, wie man sie vor einem Reh hat, das am Waldrande gras't, denn ich erzähle euch von der Mutter. Konrad hatte das Glück, eine Mutter zu haben. Wenn alle Frauen wüßten, wie wohl es Konrad bei ihr war, sie wollten weiter nichts als Mutter sein. Denn Mutter sein heißt kleine Atemzüge hören und leichte Herzschläge, scharfäugig werden wie ein Tier des Waldes für alle Gefahren, mutig sein im stillen wie kein lauter Mann in Waffen, schaffen mit allem Blut, das einem gegeben ist, über sich hinauswachsen in allen Fähigkeiten des Wachens, Hungerns, Liebens und Handelns, vor allem aber sorgen. Mutter sein heißt in Sorgen glücklich sein. Eine Mutter ist mehr als ein Vater. Ein Vater wendet sich nach außen, in den Alltag hinein, in den Wirbel des Stromes, und wenn er nach Hause kommt, so hat er am Kinde ein Spielzeug, das ihn erfrischt, oder einen willkommenen Gegenstand der Erziehung, oder ein Gefäß für die eigenen Ideen, ein lebendiges Buch, in das er hineinschreibt, aber immer einen Ring, mit dem er funkeln kann, oder ein Spieglein, das sonnenfuchelt zu seinem Stolz. Eine Mutter aber wendet sich nach innen; ihr Herz ist der Wirbel selber, und sie hat den Strom in sich. Das Kind ist ihr mehr als sie selbst, ein kleiner König, vor dem sie sich deugt, und den sie nährt mit der Wärme ihres Herzens. Das Kind macht die Frau zum vollkommenen Menschen.

Die heilige Mutter Bärdele barg ihre Liebe, die sie wohl gern versprengt hätte, ganz still in sich. Es ist nicht gut, wenn Kinder tagtäglich es auffällig an ihrem Leibe erfahren, sie müssen es still in sich wissen, ohne Worte und Gedanken. Es geht ein heimlicher Strom zwischen Mutter und Kind, drauf schwimmen stündlich Schifflein auf und ab, beladen mit löstlichen Gütern, wie Lächeln, Zuckern, Aders-Haar-Streichen, Hofenfliden, Blumenbeingen, Süttern, Fragen und Antwort. Frau Bärdele ließ viele Schiffe voll Gold den Strom hinunter zu Konrad, der lud sie ab, nahm Sand, Erde, Gras, Tau, Vogelsang und ließ das Schiff damit wieder stromauf. So wurden sie Kameraden, die alles miteinander teilten, was sie hatten und wußten, und sich aneinander beraufzogen wie die Rosen am Haus, zu dessen Fenster die Urabne und der Großvater herausnickten.“

Ludwig Jindb.





Wenn eine Mutter . . .

Worte und Weise: Gottfried Voigts Zweistimm. Fass.: Gg. Blumenfaat



1. Wenn ein ne Mut = ter ihr Kind = lein tut wie = gen,



lä = chelt der Mond in das Fen = ster hin = ein,



tut sich der Him = mel der Er = de an = schmit = gen,



wiegt ei = ne Mut = ter ihr Kin = de = lein.

2. Wenn eine Mutter ihr Kindlein tut kosten,
fallen Blüten ins Fenster hinein;
Nelken, Margriten, Gelbweiglein und Rosen,
kost eine Mutter ihr Kindelein.

3. Wenn eine Mutter ihr Kindlein tut nähren,
dringet das Land in die Kammer hinein:
Trauben und Apfel und Blumen und Ähren,
nähret eine Mutter ihr Kindelein.

Dreigespräch.

Der Abend sank, des Parks Kastanien rauschten,
Ihr Schatten schwante dunkelnd durch den Saal,
Drin wir zu dreit Dämmergespräche führten.
Der eine saß, — ein letzter Sonnen Licht
Hing noch am Silberrade seines Spornes, —
Und koste eine alte liebe Hand,
Der andere in der grünen Joppe sprach:

„Mich soll einmal des Waldes Erde haben,
Tief drin im Walde sollt ihr mich begraben!
Um die Hirschhaut, darein ihr mich legt,
Die Buche die feinen Wurzeln schlägt
Und hält mich in ihren Armen fest,
Wie die Mutter ihr totes Kind nicht läßt.
Dann schüret des Nachts der Fuchs vorbei,
Er wittert und lauscht dem Eulenschrei,
Und segt der Bod' und schlägt mit dem Lauf,
Dann weiß ich da unten: Die Jagd geht auf!
Dann hör ich von ferne der Treiber Schrein,
Dann kommen die Vester vom Brandenstein,
Von Ranie und Ludwigshof durch den Wald,
Und es knarrt das Gestrüpp, und die Büsche knallt,
Und die Rüden klaffen, das Echo klingt,
In den Buchenkonen der Herbststurm singt,
Und fern im Grund, in der Höher Schrei,
Da klingen die Hörner so weich und frei,
Und das alte Jägerherz jubelt mit Macht:
Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht!“



Der andere in der Lederweste sprach:
 „Lacht mich nicht aus und denkt nicht darüber nach:
 Nie kam bei meines „Sperbers“ Galoppaden,
 — Es war im Großen Preis von Baden-Baden, —
 Einmal der Wunsch: Hier hinterm Hindernis,
 Da reißt ich leicht des Grabes Sündenflut!
 In des Geläufes weichen Sand vergraben,
 Wo landend ihn der Huf der Gänle schlägt,
 Da möcht ich meine letzte Stätte haben,
 Wenn mich der Tod einmal vom Sattel reißt!
 Da hör ich über mir wie Regentropfen
 In heißem Regen harte Hufe klopfen,
 Und hör die Eisen leise klingen,
 Und hör der Peitschen Sausen und Singen,
 Und hör das süßeste aller Lieder,
 Das Lederknirschen der Sättel, wieder!



Und wenn da oben das Feld hinschießt,
 Tief im Grabe eine welte Hand sich schließt,
 Eine Zügelband, die nicht vergessen kann,
 Und ein Reiterbrez weint zur Sonne hinan:
 Das höchste Glück der Erde
 Lag auf dem Rücken der Pferde!“ —
 Im Saale wird es dunkler. Eine Stimme
 — Ach, eine liebe alte Stimme, — sagt:

„Dreifach hat Gott der Frau das Glück geschenkt:
 Drei Kinderstuben sieht sie sacht sich füllen,
 Draus ein Geschlecht den Schritt ins Leben lenkt.
 Und dreimal hilft Er unsrer Tränen stillen,
 Wenn die Geschwister, wenn die Kinder dann,
 Und dann die Enkel ihren Weg erfüllen.
 Drei Kinderstuben wieder leer, — was dann?
 Soweit bin ich, und näher wohl als ihr
 Steh ich der großen Frage: Wo und Wann?
 So möcht ich denn, ich könnt von meinem Grab
 Zieh'et ins Schloß, ins Kinderzimmer sehen!

Ich seh im sonnigen Raume auf und ab
 Unseres Geschlechtes junge Mütter gehen,
 Ich seh sie fromm den Erstgeborenen stillen,
 Die Kinderstube seh ich sacht sich füllen,
 Und immer wieder kommt das große Glück
 Für meine toten Augen mild zurück.
 Die runden Stirnchen und die seidnen Haare,
 Das süße Ungeschick der ersten Jahre,
 Der kurzen Händchen unbeholpnes Greifen
 Nach Vaters Augen und nach Mutters Schleifen.
 Und dann versucht der kleine Keel zu gehen
 Und redet klug, — und niemand kanns verstehen,
 Die Spiele dann, und dann, ach, wird er groß,
 Und sitzt nicht mehr auf seiner Mutter Schoß
 Und braucht nicht mehr die tausend Zärtlichkeiten,
 Die Mutterhände selig um ihn breiten
 Und immer schneller wandelt Jahr um Jahr
 Und nimmt der Mutter, was ihr Liebste war, —
 Denn ihres Kindes liebste Jahre sind
 Doch jeder Mutter die, da es noch Kind!
 Und diese Jahre möcht ich wieder sehen,
 Solang noch unseres Schlosses Mauern stehen!“ —

Ganz dunkel wars geworden. Überm Park
 Stand schwer und massig eine Wetterwolke,
 Die Eichen grollten im Septemberwunde,
 Die ersten Blitze warfen kühn und grell
 Ins Meer der Dunkelheit den Tropfen Tag,
 Und ein gebrüllvolles Amen rief
 Aus fernem Land der große Donner her.

Börsius v. Münchhausen.



Gespräch zwischen Frau Margarete Bismarck und Urfel Sidde.

Aus Walter Flex: „Klaus von Bismarck“.

Urfel:

Du Vielerfahr'ne, Stille, Kluge, Gute,
Bist du so ruhig, wie du scheinen willst?
Bist du so ruhig, Mutter, wie du scheinst,
In diesen Stürmen, die mich haltlos finden?

Margarete:

Warum denn haltlos, Kind? Ich weiß von nichts,
Trotz dieser bösen Zeit von nichts und niemand,
Das Halt und Hoffnung nehmen müßte.

Urfel:

Mutter,

Das ist es ja! Du weißt von nichts, ich weiß
Von nichts! Wir Frauen sitzen hier im Dunkeln
Wie eingesperrte Kinder, horchen, lauschen
Und hören nichts.

Margarete:

Du mußt nicht horchen, Kind.

Urfel:

Könnst' ich das, Mutter! Doch ich kann es nicht.
Ich höre nun durch Wochen, Tage, Nächte,
Erregte Stimmen, Lärm, Geflüster, Raunen,
Verhohl'nes Waffenklirren, Kommen, Gehen,
Verworr'ne Klänge, leises Türemschließen
Und ahne tausend ungebor'ne Dinge
Und höre nichts und sehe nichts, was ist!
Klaus ist ...

Margarete:

Nun schilt ihn nur!

Urfel:

Er ist so fremd,

Ich kenn' ihn kaum mehr! Ernst, verschlossen, herb,
Wortkarg, gedankenvoll und stillgeschäftig.
Oft frag' ich mich: Bin ich wohl taub? Ich sehe
Die Lippen ihn, seh' ihn die Hände regen...
Doch was er spricht und tut, dringt nicht zu mir.
Ich fühle nur, der Haß steigt um ihn auf,
Aus allen Winkeln Stendals strömt er nach
Bei jeder seiner stillen Taten. Soll ich
Nicht fragen dürfen: Klaus, was tust du da?
Warum ist dies und das notwendig, Klaus?
Wer ist der Fremde, den er hier im Haus
Vor aller Welt verbirgt?

Margarete:

Es ist sein Gast.

Urfel:

Warum versteckt er ihn?

Margarete:

Er tut es, Urfel,

Und so ist's gut.

Urfel:

Bin ich nicht bald sein Weib?
Sind Mann und Weib nicht Glieder eines Leibes?

Margarete:

Schwerthand und Schildhand eines Leibes, Urfel,
Die Schwerthand siebt den Feind und greift ihn an,
Der Schildarm deckt ihn, wer der Feind auch sei.
Er darf nicht fragen: gegen wen? wohin?
Er weiß: so hier wie überall für dich!

Urfel:

Oft möcht' ich so mein Ohr an deine Brust,
Du Stille, legen, ob dein Herz so ruhig
Geht, wie es scheint, ob es nicht stille steht!

Margarete:

Es schlägt wohl noch. Horch, es geht: Klaus und Ueseli!
Sieh, liebstes Kind, ein Weib spart geen einmal
An einem Pelz, an einem Schmuck und legt
Das abgesparte Sümmelein still beiseit.
So häuft sie einen kleinen Reichtum an
Von ungenoss'nen Freuden. Dieser Schatz
Ist ihr ganz eigen. Und dann kommt ein Tag,
An dem sie andern Freude schenken kann
Aus dem verhohl'nen Hort, den keiner kennt.
So legt ein kluges Weib auch Kraft zurück:
Ein Leid, das er nicht teilen will — laß ihn,
Leg' Kraft zurück! Ein Streit, den er allein
Bestehen will — laß ihn, leg' Kraft zurück!
Ein Glück, das er allein durchkostet — laß ihn,
Leg' Kraft zurück! Leg' soviel Kraft zurück,
Wie er an Leid und Lust und Streit verschwendet!
Ein rechter Mann gibt aus, was Herz und Hien
An Kräften haben. Alles gibt er aus.
Wir speichern stille auf, wenn er vergeudet.
Und einmal kommt dann unsre Stunde, Kind,
Wo wir mit vollen Händen vor ihm stehen,
Der sich an Herz und Kraft und Leidenschaft
Aem glaubt, und ihm wie Märchenschätze schenken,
Was wir an guter, stiller Kraft erspart.

Walter Steg.

Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gewillt, beieinander zu stahn.



Sart sein und nicht von der Ehre weichen.

Der Führer.

Horaz:

Der Ahnen Kraft lebt in der Enkel Zucht.

Der Große Kurfürst an den ehrlichen Deutschen:

Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Stammes zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein Vaterland nicht zu versündigen.

Gedenke, daß du ein Deutscher bist.

Liselotte von der Pfalz:

Ich halte es für ein großes Lob, wenn man sagt, daß ich ein deutsches Herz habe.

Goethe:

Wir Deutsche stehen gar hoch und haben gar nicht Ursache, uns vom Wind hin und her treiben zu lassen.

Friedrich der Große:

Helden haben unser Reich geschaffen, haltet dieses Reich aufrecht, damit der Ruhm der Väter nicht eure Schande werde.

Ernst Moritz Arndt:

Deutsch leben, heißt heilig und keusch leben, und was schön und ehrbar ist, suchen und pflegen. Die Deutschheit (daß ich dieses Wort gebrauche) umfaßt alle Tugenden der Vorfahren: Keuschheit, Gerechtigkeit, Wahrheitsinn, heilige menschliche Scham, heiligere Furcht vor dem Göttlichen. Das Wort hat einen so erhabenen Begriff, daß es nur mit dem Gedanken ergriffen, mit Taten nicht erreicht werden kann. Nach dieser Deutschheit sollen wir streben, diese sollen wir pflegen, Lehrer und Schüler, Jüngling und Greis.

Johann Gottlieb Fichte:

Wir müssen ernst werden in allen Dingen, und nicht fortfahren bloß leichtsinnigerweise und zum Scherze da zu sein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserem übrigen Denken und unserem Handeln zur festen Richtschnur dienen. Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und Deutschsein ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben, ohne alle unser Wissen und Befinnung, aus unserem Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Friedrich Hölderlin:

Keinen Herzens zu sein, das ist das Höchste, was Weise erkennen, Weisere taten.

Johann Wolfgang von Goethe:

Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollen.

Paul de Lagarde:

Zu Gott gelangt man nicht durch die Furcht, nicht durch das Gefühl der Abhängigkeit, nicht durch den Verstand, nicht durch Fürwahrhalten oder Glauben, sondern nur durch das Bestreben, besser zu werden, weil nur dieses auf das Gute hinaus will, das mit Gott eines und dasselbe ist. Fromm sein heißt, das eigne Leben und die Geschichte als ein zu einem Ziel dringendes Ganze verstehen: darum ist die Anerkennung eines Zieles die notwendige Vorbedingung aller Frömmigkeit.

Walter Fler:

Rein bleiben und reif werden, das ist schönste und schwerste Lebenskunst.

Josef Weinheber:

Nehmt nicht die Dinge nackt: lebt sie ins Hohe!
Wenn ihr die Erde liebt: liebt sie als Weite!
Da ihr gemeinsam seid: denkt an die Größe,
Und wenn ihr einsam seid: gebt euch der Tiefe.

Hans Grimm:

„In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele reinhalten. Sich stets beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Sich sagen, daß eine gerade, aufrechte Haltung auch die Äußerung einer geraden, aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen; nichts Unmögliches verlangen, an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, gesammelten Willen wenden.

Bleibe nie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineingeraten, aber darin zu bleiben, braucht niemand...“

Georg Stammer:

Die Zukunft liegt immer in der Hand derer, die strenger dienen und die von sich selber mehr fordern, als andere von ihnen fordern dürften. In der Hand derer, die die neue Lebensgestalt als Befehl, Liebe, Notwendigkeit, Spruch und Bild der Freiheit in sich tragen, und die darum den gemeinsamen Weg für sich selber in der Zucht und Härte der Freiheit schreiten.

Gorch Sod:

Das aber sage niemals zu einem Menschen: Bleib, was du bist! es heiße: Werde, was du werden kannst!

Johannes Linke:

Und immer das Letzte, was einer entdeckt,
die große Ehrfurcht.

Her mann Claudius:

Daß dein Herz fest sei,
das ist das Eine,
daß dein Mund spreche,
wie er es meine.
Und daß du mit deinem
Herzgotte ins Reine
gekommen.
Sonst kann dir nichts frommen,
und ob es auch scheine.

Lienhard:

Suchet, bis ihr gefunden, aber suchet das Reine!
Entsaget, wenn ihr nicht findet, aber werdet nicht irre am Reinen.

Johann Gottlieb Fichte: Reden an die deutsche Nation.

So, wie das an Reinlichkeit und Ordnung gewohnte Auge durch einen Flecken, der ja unmittelbar dem Leibe keinen Schmerz zufügt, oder durch den Anblick verworren durcheinander liegender Gegenstände dennoch gepeinigt und grängstigt wird, wie vom unmittelbaren Schmerz, indes der des Schmutzes und der Unordnung Gewohnte sich recht wohl darin befindet; eben also kann auch das innere geistige Auge des Menschen so gewöhnt und gebildet werden, daß der bloße Anblick eines verworrenen und unordentlichen, eines unwürdigen und eheelosen Daseins seiner selbst und seines verbrüderten Stammes, ohne Rücksicht auf das, was davon für sein sinnliches Wohlsin zu fürchten oder zu hoffen sei, ihm innig wehe tue, und daß dieser Schmerz dem Besitzer eines solchen Auges, abermals ganz unabhängig von sinnlicher Furcht und Hoffnung, keine Ruhe lassen, bis er, so viel an ihm ist, den ihm mißlichen Zustand aufgehoben, und den, der ihm allein gefallen kann, an seine Stelle gesetzt habe.

Friedrich Nietzsche:

Das Wesentliche „im Himmel und auf Erden“ ist, wie es scheint, daß lange und in einer Richtung gehorcht werde.

Bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich:

Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!

Halte heilig deine höchste Hoffnung!

Hört mir lieber auf die Stimme des gesunden Leidens:

Redlicher redet und reiner der gesunde Leib, der vollkommene und rechtswinklige: er redet vom Sinn der Erde.

Und hütet euch auch vor den Anfällen eurer Liebe:

Zu schnell streckt der Einsame dem die Hand entgegen, der ihm begegnet.

Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen.

In eurer Liebe sei Tapferkeit!

In eurer Liebe sei eure Ehre! dies sei eure Ehre:

immer mehr zu lieben, als ihr geliebt werdet und nie die zweiten zu sein.

Ehre: so heiße ich den Willen zu zweim, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor dem Wollenden eines solchen Willens.

Aber dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtswinklig an Leib und Seele. Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Georg Stammer:

Den Frauen gilt mein Gruß. Nicht weil sie Weiber sind und Kinder bringen — sondern den tapferen und wahrhaften, denen, in denen die tiefste Ehre des Mutternamens lebt: Quelle des Gottlebens zu sein. Denen, die Ehrfurcht wirken und Liebe um sich verbreiten.

Gorch Sod:

Wie müssen dahin kommen, daß unser Leben leuchtet, ein leuchtendes Leben führen ist das Beste und Höchste.

Ernst Jünger:

Eins werden wir immer voranstellen:
reine Hände zu behalten und nur der wirklichen Begeisterung unsere Reihen zu öffnen.

Wo das Größte erkämpft werden soll, da ist es billig, daß das Schwerste übernommen werden soll.

Ludwig Friedrich Barthel:

Die Stunde kommt an euch, wacht auf und seid!

Gerhard Schumann:

Wief uns als Korn ins Volk hinein,
als Samen Deiner Scholle,
laß uns zur guten Frucht gedeih'n,
die Ernte gib, die volle.

So fleh'n wie um den Segen Dein,
Herr aller Welten droben!
Wie haben unsre Herzen rein
in Dein Gesetz gehoben.

*

Der Führer:

Wer Glauben im Herzen hat, der hat die stärkste Kraft der Welt.

Der Auftrag Gottes besteht darin, daß sich das Reich als Abbild der ewigen Ordnungen erfülle. Das Volk, dem das Reich verliehen wird, hat die hohe Aufgabe, über das göttliche Gesetz zu wachen, der Welt das Beispiel der höchsten Sittlichkeit zu geben, die alten Tugenden der Orden, wie Tapferkeit und Treue, Bedürfnislosigkeit, Reinheit, Hilfsbereitschaft den Hilfslosen gegenüber, im großen Glanze ihrer genialen Gestalt wieder aufzurichten und feurigen Antlitzes Hüter des Ewigen zu sein, damit die Welt weiterbestehe. Menschen des Reichs sind Geister, die sich für die Ordnung der Welt verantwortlich fühlen: Ja, wahrhaft schon Geister, denn soweit sie mit ihren Leibern, mit Haus und Anhang der wirklichen Welt dienen mögen, indem sie die ewigen Tugenden üben, werden sie zu Geistern, die den Weltherren umgeben und seine Befehle ausführen.

Das aber ist notwendig, daß wir innerlich wiedergeboren werden im Reich. Laßt uns die Geister verehren, die seine Innerlichkeit schaffen. Laßt uns die Innerlichkeit des Reiches aufbauen.

Laßt uns Menschen dieses Reiches werden, fromm, wesenklar und tatentüchtig!

J. M. Wehner.

*

Da solch Geschick dir, Länderumgürtete,
Solch Recht dir, Deutschland, unter den Völkern ward,
Denk deiner Tugenden und wahre
Dein überkommenes Amt und Erbe.

Denn Rechenschaft verlangen die Waltenden
Von dir zunächst. Uns dünket die Zeit nicht fern,
Da sich's entscheidet, ob der Weltteil
Über die andern den Rang behauptet.

Soll das geschehn, daß Weiber deutschen Stammes
Sich des Gebärens einziger Würde feig
Um die Bequemlichkeit entäußern?
Dies ist die Wurzel, daraus mit Schossen
Das Unheil bricht. Die Wehen der Mutter sind
Jedweden Reichthums heiliger Born. Wo den
Die faule Furcht verschließen möchte,
Kranket der Boden und stockt die Ernte.

Bleib du verschwenderisch! Streue die männliche
Saat deiner Jugend über die Länder hin,
Das Schwert im Gürtel und den Olzweig
Künftigen Friedens in Händen tragend!

Denn nicht nach Gold und schönem Gemach und Haus
Und vollen Tafeln fraget der Dämon dich,
Der richten kommt: er fordert Sühne,
Schwer von Gedanken und schwer von Säusten.

Rudolf Alexander Schröder

*

Sie gingen trüchzig
mit einem neuen Reiche.

Ernst Moritz Arndt.

Quellenverzeichnis.

Zur Zusammenstellung des Heftes entnahmen wir folgendes:

Lied: „Wer jetzig Zeiten leben will“

„Sein sein, beisammen bleiben“

„Es wollte sich einschleichen“

aus dem Liederbuch: „Morgen marschieren wir“, herausgegeben von Hans Baumann, Verlag Ludwig Vöggenreiter, Potsdam.

„All mein Gedanken, die ich hab“

aus dem Liederbuch: „Das aufrecht stehn“, herausgegeben von Walther Hensel, Bärenreiter-Verlag, Kassel.

„Wenn eine Mutter ihr Kindlein tut wiegen“

aus dem Liederbuch: „Das Kindelwiegen“, Verlag Kallmayer, Wolfenbüttel-Berlin.

Gedicht: „Deutsche Antworten im Kriege“ von Hans Staudt aus „Volk im Kriege“, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Auszug Seite 9 aus Käthe Reppien: „Als die Männer im Graben lagen“, Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Gedicht: „Bauernrequiem“ von P. A. Keller aus der Zeitschrift: „Das Innere Reich“, herausgegeben von Paul Alverdes, Verlag Langen-Müller, München, Septemberheft 1933.

„Schwert und Wiege“ aus „Frauenlob“ von Dorothea Hollatz, Francksche Verlagsbuchhandlung Stuttgart.

Auszug Seite 29 aus Rudolf Kinnau „Kamerad und Kameradin“, Quikborn-Verlag.

Briefe aus dem Feld aus „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, herausgegeben von Ph. Witkop, Verlag Langen-Müller, München.

Gedicht: „Besser Haus als Seele leer“ von Walter Sier aus „Sonne und Schild“, Verlag Westermann, Braunschweig.

Brief Gock Gock Seite 34 aus „Ein Schiff! Ein Schwert! Ein Segel!“ Verlag J. S. Lehmann, München.

„Altes Lied“ aus „Alte deutsche Liebeslieder“, Insel-Verlag, Leipzig.

Das Märchen von Jorinde und Joringel aus Grimms Märchen, Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig.

„Das Sieghühler Hochzeitsgedicht“ von Hans Baumann aus „Atem einer Stör“, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Worte von Martin Luther aus „Luther-Brevier“, Insel-Verlag.

Brief der Königin Luise und Brief der Marie von Clausenitz aus „Von Goethes Mutter zu Cosima Wagner“, Friedrich Frommanns-Verlag, Stuttgart.

Brief des E. M. Arndt und des Heinrich von Kleist aus „Ich bin dein“, Propyläen-Verlag, Berlin.

„Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen“ von M. Claudius aus „Gläubiges Herz“, Alfred Kröner-Verlag, Leipzig.

Auszug Seite 49 von L. Sindt aus „Mutter Bärbel“ in „Frau und Mutter“, herausgegeben von L. Coler und E. Pfannstiel, Verlag A. Bagel, Düsseldorf.

„Dreigespräch“ von Freiherr Böttger von Münchhausen aus „Beeren auslese“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

Gespräch aus Walter Sier: „Klaus von Bismarck“, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München.

Ode von A. A. Schröder aus „Deutsche Oden“, Insel-Verlag, Leipzig.

Die Skizzen und Scherenschnitte sind von Vita Seuberlich, Obergauwerkreferentin.

*

Der Nachdruck des Grabmals des Grafen Henneberg und seiner Frau Elisabeth von Peter Vischer, erfolgte mit freundlicher Genehmigung von Dr. H. H. Wiedemann, Hildesheim.

*

Aus dem Inhalt.

Lied: „Wer jetzig Zeiten leben will...“	6
Hans Stand: Deutsche Antworten im Kriege	8
Räthe Restien: Auszug aus „Als die Männer im Graben lagen“	9
Worte von Stellrecht	12
Inge Thomae: Der Fremde	14
P. A. Keller: Bauernrequiem	21
Lied: „Sein sein, beinander bleibn“	22
Dorothea Hollatz: „Schwert und Wiege“	24
Rudolf Kinau: Aus „Kamerad und Kameradin“	29
Briefe aus dem Felde	30
Walter Sler: „Besser Haus als Seele leer“	32
Gorch Fock an seine Frau	33
Lied: „All mein Gedanken“	35
W. v. d. Vogelweide: „Ich han lante vil gesehen“	36
„Niedere minne ist es“	38
„Mannes Sinn und Frauen Sitte“	38
Lied: „Es wollte sich einschleichen“	39
Das Märchen von Jorinde und Joringel	39
Hans Baumann: Das Gießhübler Hochzeitgedicht	42
Worte von Martin Luther	43
Brief der Königin Luise	44
Brief Ernst Moritz Arndts	45
Brief der Marie von Clauswitz	45
M. Claudius: „Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen“	48
Ludwig Fiedh: Auszug aus „Mutter Bärbele“	49
Lied: „Wenn eine Mutter ihr Kindlein tut wiegen“	50
Börries von Münchhausen: „Dreigespräch“	51
Walter Sler: Gespräch zwischen Frau Margarete Bismarck und Ursel Sidde	54
Spruchgut	58
Worte von J. M. Wehner	63
K. A. Schröder: Ode	64

Herausgegeben von der Führung des Obergaues Franken (12).
Verantwortlich für den Inhalt: Die Führerin des Obergaues Franken (12)
Obergauführerin Wera Schubert, Nürnberg, Westtorgraben 17.
Zusammenstellung und Bearbeitung: Gauführerin Lisl Wollersberger-Schmidt.
Nur für den Dienstgebrauch bestimmt! Auflage 6300
Druck von Hans Lotter, Nürnberg-A
